

Klaus Mulzer

Sprachverständnis und implizites Wissen



Herbert Utz Verlag · München

Münchner Philosophische Beiträge

herausgegeben von

Nikolaus Knoepffler
Wilhelm Vossenkuhl
Siegbert Peetz
Bernhard Lauth

Band 18

Zugl.: Diss., München, Univ., 2006

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die
der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von
Abbildungen, der Wiedergabe auf fotomechanischem
oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Daten-
verarbeitungsanlagen bleiben – auch bei nur auszugs-
weiser Verwendung – vorbehalten.

Copyright © Herbert Utz Verlag GmbH · 2007

ISBN-10 3-8316-0662-5
ISBN-13 978-3-8316-0662-7

Printed in Germany

Herbert Utz Verlag GmbH, München
089-277791-00 · www.utz.de

Für Günter Mulzer
†7.11.2006

Vorwort

Die vorliegende Arbeit wurde im Sommer 2005 von der philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München als Dissertation angenommen und anschließend für die Drucklegung überarbeitet.

Für die vielen Hilfestellungen und für seine Geduld danke ich besonders Prof. Dr. Andreas Kemmerling. PD Dr. Johannes Haag danke ich für seine Bereitschaft zur Begutachtung der Arbeit und für wertvolle Hinweise. Den ehemaligen Teilnehmern an Prof. Kemmerlings Kandidatenkolloquium danke ich für die bereichernden Vorträge und Diskussionen. Allen Kollegiaten, Dozenten und Gästen, die das Graduiertenkolleg „Sprache, Mimik und Gestik im Kontext technischer Informationssysteme“ mitgestaltet, danke ich für die Möglichkeit, über den Tellerrand der philosophischen Sprachbetrachtung zu schauen. Der Deutschen Forschungsgemeinschaft danke ich für die finanzielle Förderung der Arbeit durch ein Doktorandenstipendium.

Der größte Dank gebührt meinen Eltern für ihr Vertrauen und ihre Unterstützung, auf die ich immer zählen konnte.

Inhalt

Einleitung	8
Erster Teil: Sprache verstehen.....	17
1 Das Verstehen sprachlicher Äußerungen.....	18
1.1 Inhaltliche Bestandteile einer Äußerung	18
1.1.1 Lokution, Illokution, Perlokution	19
1.1.2 Meinen und Sagen.....	23
1.1.3 Beleuchtung und Behauptungsvoraussetzungen	29
1.2 Verstehensleistungen	32
2 Bedeutungstheorie und Wahrheitstheorie	39
2.1 Wahrheit statt Bedeutung	40
2.2 Wahrheitstheorie.....	47
2.3 W-Sätze und Bedeutungsangaben	51
2.3.1 Strukturbedingung.....	55
2.3.2 Bedingung der Gesetzesartigkeit.....	57
2.3.3 Nachsichtsprinzip	59
3 Kompositionalität und semantisches Wissen.....	63
4.1 Produktivität, Kreativität und Systematizität	63
4.2 Semantisches Wissen	67
Zweiter Teil: Implizites Wissen	73
4 Wissen, Können und Verstehen.....	74
4.1 knowing how und knowing that	74
4.2 „Verstehen“ im Lichte von Ryles Analyse der Dispositionswörter.....	82
5 Semantisches Wissen: ein heuristisches Mittel.....	90
5.1 Hinreichendes semantisches Wissen	90
5.2 Eine idealisierte Erkenntnistheorie des Sprachverstehens.....	97

6 Implizites Wissen: dispositionalistische Deutung.....	101
6.1 Die theoretische Darstellung einer Fähigkeit	102
6.2 Bedeutungstheorie und psychologische Erklärung	111
7 Implizites Wissen: repräsentationalistische Deutung.....	123
7.1 Alltagspsychologische Erklärungen und implizites Wissen.....	123
7.2 Computationale Erklärungen und implizites Wissen	128
7.2.1 Repräsentationalismus und Computationalismus.....	129
7.2.2 Implizites Wissen und Grammatik-Theorie.....	133
7.2.3 Das Drei-Ebenen-Modell.....	141
7.3 Zuschreibungen eines impliziten Wissens	146
7.4 Implizites Wissen und propositionale Einstellungen	156
7.4.1 Subdoxastische Zustände.....	158
7.4.2 Subdoxastische Inhalte.....	163
7.4.3 Das Verbindungsprinzip	171
Dritter Teil: Semantische Struktur und implizites Wissen	181
8 Semantischer Pluralismus	182
8.1 Die Unbestimmtheit der Übersetzung	183
8.1.2 Die Unbestimmtheit des Bezugs sprachlicher Ausdrücke	183
8.1.2 Die Kritik von Evans.....	188
8.2 Die Unbestimmtheit der Grammatik	195
8.2.1 Die Aufgabe des Grammatikers	195
8.2.2 Logische Form und syntaktische Struktur	199
8.3 Ergebnisse	205
9 Systematizität.....	206
9.1 Systematizität und implizites Wissen	207
9.2 Systematizitätsargumente.....	211
9.2.1 Fodor und Pylyshyn: Systematizität und die Sprache des Geistes	212
9.2.2 Evans: Die Allgemeinheitauflage	218
9.2.3 Davies: Auntys eigenes Argument für die Sprache des Geistes.....	224
9.3 Die Systematizität natürlicher Sprachen.....	231
9.3.1 Ungrammatische Wortfolgen	233
9.3.2 Sinnlose Sätze.....	238
9.4 Ergebnisse	253

10 Kontextualismus.....	258
10.1 Kontextabhängigkeit	259
10.2 Verständnisse und Begriffe.....	268
10.3 Gedanken	271
10.4 Schatten und Surrogate.....	280
10.5 Kontextualismus, Systematizität und implizites Wissen	283
10.6 Kritik am Kontextualismus	286
10.6.1 Beleuchtung.....	287
10.6.2 Kontext-Wechsel.....	290
10.7 Ergebnisse	300
11 Glaubenssätze und Kreativität	302
11.1 Natürliche Sprachen haben keine kompositionale Semantik	303
11.1.1 Äußerungen als Glaubensobjekte.....	303
11.1.2 Propositionen als Glaubensobjekte.....	311
11.1.3 Glauben und „Glauben“	324
11.1.4 Pleonastische Propositionen als Glaubensobjekte.....	328
11.2 Natürliche Sprachen brauchen keine kompositionale Semantik.....	332
11.2.1 Harvey.....	333
11.2.2 Die Bedeutung eines Satzes kennen.....	341
11.3 Ergebnisse.....	351
12 Schlussbetrachtung.....	354
Literaturverzeichnis	370
Namensregister.....	380

Einleitung

Die Frage, welche Gestalt eine systematische Bedeutungstheorie für eine natürliche Sprache haben sollte, bildete während der letzten 40 Jahren einen der wichtigsten Diskussionsgegenstände der Sprachphilosophie. Aus einer ausgearbeiteten Bedeutungstheorie für eine Sprache L ließe sich für jeden Ausdruck, der sich in L bilden lässt, ein Satz herleiten, der angibt, was der Ausdruck in L bedeutet.

Einen weithin akzeptierten Entwurf für eine derartige Bedeutungstheorie lieferte Donald Davidson. Davidsons Semantik-Konzeption baut auf Alfred Tarskis (1935) formaler Definition des Wahrheitsprädikats auf. Im Rahmen einer Davidsonschen Semantik soll die Bedeutung jedes Ausdrucks einer Sprache L mit Rückgriff auf die Wahrheitsbedingungen der Aussagesätze von L bestimmt werden. Dabei muss kompositional vorgegangen werden: Der semantische Wert eines komplexen Ausdrucks der Sprache L wird mit Rückgriff auf die semantischen Werte der Grundausdrücke von L und ihrer jeweiligen syntaktischen Stellung angegeben. Eine Bedeutungstheorie des von Davidson vorgeschlagenen Typs wird daher auch als kompositionale wahrheitstheoretische Semantik bezeichnet.

Nach Meinung vieler Sprachphilosophen muss eine kompositionale wahrheitstheoretische Semantik mehr leisten können als die semantischen Eigenschaften beliebiger Ausdrücke einer Sprache zu beschreiben. Davidson ist der Meinung, dass sich der Erfolg einer Bedeutungstheorie danach bemessen lässt, inwieweit sie imstande ist, „die Struktur einer äußerst komplizierten Fähigkeit freizulegen, der Fähigkeit, eine Sprache zu sprechen und zu verstehen“ (Davidson 1967, S.25). Für viele Sprachphilosophen liegt die philosophische Relevanz einer Semantik darin, eine Erklärung gewisser Besonderheiten des Sprachverständnisses zu gewährleisten. Zu diesen Besonderheiten gehören zum einen die sog. Kreativität des Sprachverständnisses, d.h. die Fähigkeit von Muttersprachlern, unbegrenzt viele, noch nie zuvor gehörte oder gebrauchte Sätze ihrer Sprache zu verstehen, und zum anderen die sog. Systematizität des Sprachverständnisses, d.h. die Tatsache, dass die Fähigkeit eines Muttersprachlers, gewisse Sätze seiner Sprache zu verstehen, notwendig und hinreichend für seine Fähigkeit ist, gewisse andere Sätze seiner Sprache zu verstehen.

Thema der vorliegenden Arbeit ist die Frage, auf welche Weise und in welchem Umfang eine kompositionale wahrheitstheoretische Semantik dem Anspruch gerecht werden könnte, eine Erklärung des Sprachverständnisses zu liefern. Der Schwerpunkt liegt dabei auf einer kritischen Auseinandersetzung mit der These, Muttersprachler verfügten über ein *implizites Wissen* einer semantischen Theorie für ihre Sprache. Der Terminus „implizites Wissen“ hat durch die Arbeiten des Sprachtheoretikers Noam

Chomsky Eingang in die philosophische Diskussion gefunden. Das Subjekt eines impliziten Wissens muss, anders als das Subjekt eines gewöhnlichen Wissens, sich des Inhalts seines Wissens nicht bewusst werden können und es muss nicht verstehen können, was es implizit weiß. In *Aspects of a Theory of Syntax* (1965, S.8) behauptet Chomsky, eine Grammatiktheorie thematisiere geistige Vorgänge, „die weit über die Ebene des tatsächlichen oder sogar potentiellen Bewusstseins hinausgehen“. Entsprechende Behauptungen werden von einigen Sprachphilosophen über die Erklärungsrolle einer kompositionalen Semantik gemacht. Eine Semantik beschreibt ihrer Meinung nach auf einer abstrakten Ebene denjenigen Teil der menschlichen Informationsverarbeitung, der es einem Sprecher ermöglicht, zu verstehen, was mit einer Äußerung eines beliebigen Satzes seiner Sprache *gesagt* wurde. Obwohl Muttersprachler keinen introspektiven Zugang zu der von ihnen gewussten semantischen Theorie besitzen, wird angenommen, dass das fragliche Wissen bei der Hervorbringung ihrer Urteile über den semantischen Gehalt einer Äußerung eine rechtfertigende und kausale Rolle spielt. Da ein implizites Wissen einem dem doxastischen Bereich unserer Überzeugungen vorgelagerten Bereich unseres Geistes zugeordnet wird, werden die entsprechenden Geisteszustände auch *subdoxastische Zustände* genannt. In der vorliegenden Arbeit wird die These vertreten, dass die Annahme eines impliziten Wissens einer semantischen Theorie keinen geeigneten Ausgangspunkt für eine philosophische Erklärung des Sprachverständnisses bietet.

Mit der Annahme, Sprecher verfügten über ein implizites Wissen einer Semantik für ihre Sprache, sind zwei Hauptschwierigkeiten verbunden. Die erste Schwierigkeit, der die philosophische Diskussion am meisten Aufmerksamkeit widmet, hat es mit Fragen zu tun, die den Charakter der Zustände betreffen, die als implizites Wissen oder subdoxastische Zustände klassifiziert werden: Wie verhält sich ein implizites Wissen zu gewöhnlichen propositionalen Einstellungen? Beinhaltet die Annahme, es gebe subdoxastische, subpersonale *Geisteszustände* nicht einen Widerspruch? Dürfen implizite Wissenszustände als Geisteszustände betrachtet werden, wenn sich ein Subjekt auf introspektivem Weg seines impliziten Wissens niemals bewusst werden kann? Gibt es eine akzeptable Theorie über geistige Inhalte, die dem jeweiligen Subjekt weder introspektiv zugänglich noch begrifflich verfügbar sind? Wir werden (im Kapitel 7) verschiedene Vorschläge zur Charakterisierung subdoxastischer Geisteszustände und ihrer Inhalte betrachten. Die Fragen, die diese Charakterisierungen offen lassen, werden wir jedoch nicht weiter verfolgen. Wir werden *for argument's sake* einfach annehmen, es gebe eine zufriedenstellende Theorie impliziter Geisteszustände.

Unsere kritische Diskussion wird sich statt dessen auf den zweiten Problemkreis konzentrieren. Dieser betrifft den Gegenstand eines impliziten semantischen Wissens: die Bedeutungstheorie. Mit der Zuschreibung eines impliziten semantischen Wissens wird – zumindest gemäß der verbreiteten Deutung – ein Wahrheitsanspruch erhoben.

Erster Teil

Sprache verstehen

Da Gott den Menschen zu einem geselligen Wesen erschaffen hatte, gab er ihm nicht bloß eine Neigung, ja Notwendigkeit, mit seines Gleichen zu verkehren, sondern versah ihn auch mit einer Sprache, die das große Werkzeug und gemeinsame Band der Gesellschaft werden sollte.

(John Locke, *An Essay Concerning Human Understanding* III, 1)

Indessen zeigt eine kleine nähere Ansicht, wie unvollkommen dies Mittel unsrer Bildung sei, nicht nur als Werkzeug der Vernunft, sondern auch als Band zwischen Menschen und Menschen betrachtet, so daß man sich beinah kein unwesenhafteres, leichteres, flüchtigeres Gewebe denken kann, als womit der Schöpfer unser Geschlecht verknüpfen wollte. Gütiger Vater, war kein andrer Kalkül unsrer Gedanken, war keine innigere Verbindung menschlicher Geister und Herzen möglich?

(Johann Gottfried Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* IX, 2)

1 Das Verstehen sprachlicher Äußerungen

Sprachverständnis kann als ein besonderer Fall des Verstehens von Handlungen betrachtet werden. Sprachliche Äußerungen sind kommunikative Handlungen. Sie werden typischerweise durch das Äußern eines Satzes einer Sprache vollzogen. Das, was eine Person tut, die einen Satz äußert, kann man verschiedenen Handlungstypen zuweisen. Der Versuch, eine Äußerung zu verstehen, richtet sich auf die Gesamtheit der Handlungen, die eine Person vollzieht, wenn sie einen Satz äußert.

Unter Berufung auf John Langshaw Austins Unterscheidung verschiedener Sprechhandlungskategorien und auf Herbert Paul Grices Unterscheidung zwischen dem mit einer Äußerung Gesagten und der Implikatur der Äußerung lassen sich die Dinge, die Sprecher tun, wenn sie Sätze äußern, genauer differenzieren. Deshalb sollen in diesem Kapitel zunächst die von Austin und Grice eingeführten sprachtheoretischen Begriffe erläutert werden. Mit ihrer Hilfe können wir verschiedene Arten sprachlichen Handelns und verschiedene Ebenen sprachlicher Bedeutung unterscheiden. Außerdem lassen sich mit diesen Begriffen verschiedene geistige Leistungen bestimmen, die in das Verständnis einer sprachlichen Äußerung eingehen können. Eine Auflistung dieser Verständnisleistungen hilft uns schließlich, die semantischen Aspekte des Sprachverständnisses, die das Hauptthema dieser Untersuchung bilden, von anderen Aspekten zu trennen.

1.1 Inhaltliche Bestandteile einer Äußerung

Austins Theorie der Sprechakte versucht der Tatsache Rechnung zu tragen, dass Sprecher im Allgemeinen mehr mit Sätzen tun als einfach etwas zu sagen. Austin unterscheidet grundsätzlich drei verschiedene Gesichtspunkte, unter denen sprachliche Äußerungen untersucht werden können. Was Sprecher typischerweise tun, wenn sie einen Satz äußern, kann so beschrieben werden: Erstens sagen sie etwas über etwas, zweitens tun sie etwas, *indem* sie etwas über etwas sagen, und drittens tun sie etwas *dadurch, dass* sie etwas über etwas sagen. Die drei korrespondierenden Handlungstypen nennt Austin jeweils den lokutionären, den *il*lokutionären und den *per*lokutionären Akt. Der lokutionäre Akt schließt für sich genommen wiederum drei Handlungen ein, die in Austins Terminologie der phonetische, der phatische und der rhetische Akt

heißen. Demnach gibt es grundsätzlich fünf verschiedene Möglichkeiten, um die Frage „Was tat der Sprecher, als er den Satz *s* äußerte?“ zu beantworten.

1.1.1 Lokution, Illokution, Perlokution

Jeder der fünf Möglichkeiten, auf die Frage zu antworten, entspricht eine Kategorie einer sprachlichen Handlung, die als Gegenstand eines Verstehensversuchs in Frage kommt:¹

Phonetischer Akt: Wenn es um lautsprachliche Äußerungen geht, vollzieht eine Person einen phonetischen Akt, indem sie gewisse Laute hervorbringt und damit einen Satz äußert. Eine Darstellung des phonetischen Aktes gibt eine Antwort auf die Frage: Welche Laute hat die Person geäußert? Wenn es um andere als lautsprachliche Äußerungsformen geht, lauten die entsprechenden Fragen: Welche graphischen, gestischen, mimischen oder sonstigen Muster hat die Person hervorgebracht?

Phatischer Akt: Eine Person vollzieht einen phatischen Akt, indem sie Laute äußert, die dem Vokabular und der Grammatik einer bestimmten Sprache zugeordnet werden können. Sie äußert dann einen Satz als Satz einer bestimmten Sprache. Wenn jemand einen phatischen Akt vollzieht, dann vollzieht er auch einen bestimmten phonetischen Akt, d.h. er bringt gewisse Laute hervor. Das Umgekehrte gilt aber nicht. Mit demselben phonetischen Akt lassen sich unterschiedliche phatische Akte vollziehen. Ein und dieselbe Lautfolge kann dazu verwendet werden, um Sätze unterschiedlicher Sprachen zu äußern. Donald Davidson führt zur Illustration dieses Sachverhalts die Beispielsätze „Empedokles liebt“ und „Empedokles leapt“ an.² Er geht davon aus, dass

¹ Vgl. dazu vor allem die achte Vorlesung von *How to do things with words* (1962). Zu Austins Charakterisierung kommunikativer Handlungen siehe von Savigny (1993), S.125–134, Kemmerling (1997a), S.70–83. Von Savigny (1993) schreibt: „Die Bezeichnungen *lokutionär*, *illokutionär* und *perlokutionär* treffen nicht drei Handlungen, sondern drei Aspekte ein und derselben Handlung“ (S.128). Nach dem hier vertretenen Ansatz kann jedoch ein und dasselbe Verhalten, so auch das Hervorbringen gewisser Laute, unter mehrere korrekte intentionale Beschreibungen im Sinne von Anscombe (1963) subsumiert werden. Jede intentionale Beschreibung klassifiziert das Verhalten als jeweils einem anderen Handlungstyp zugehörig. Lokutionäre, illokutionäre und perlokutionäre Akte können demzufolge als unterschiedliche Handlungstypen angesehen werden.

² Vgl. Davidson (1968), S.98.

sich die beiden Sätze im Englischen und im Deutschen gleich aussprechen lassen. Aber Davidsons Beispiel ist ungünstig gewählt, da die Standardaussprachen des Namens „Empedokles“ im Deutschen und im Englischen nicht übereinstimmen. Wählt man statt dessen einen anderen Namen, etwa „John“, funktioniert das Beispiel. Die Lautfolge /dʒɒn li:pt/ kann dazu benutzt werden, um auf Englisch zu sagen, dass John sprang, und um auf Deutsch zu sagen, dass John liebt. Eine Darstellung des phatischen Aktes gibt eine Antwort auf die Frage: Welchen Satz welcher Sprache hat der Sprecher geäußert?

Rhetischer Akt: Eine Person vollzieht einen rhetischen Akt, wenn sie über etwas spricht und darüber etwas aussagt. Wenn jemand einen bestimmten rhetischen Akt vollzieht, dann muss er auch einen bestimmten phatischen Akt vollziehen. Im umgekehrten Sinne trifft dies jedoch nicht zu. Mit demselben phatischen Akt lassen sich verschiedene rhetische Akte vollziehen. Mit einer Äußerung des Satzes „Er steht vor der Bank“ kann über Anton gesprochen werden und von ihm gesagt sein, er stehe vor einer Sitzgelegenheit; mit einer anderen Äußerung des Satzes kann über Hans gesprochen werden und von ihm gesagt sein, er stehe vor einer Kreditanstalt. Eine Beschreibung des rhetischen Aktes liefert die Antwort auf die Frage „Wovon hat der Sprecher was gesagt?“

Illokutionärer Akt: Eine Person vollzieht einen illokutionären Akt, indem sie einen lokutionären Akt vollzieht, d.h. indem sie mit einem Satz etwas über etwas sagt. Ein Sprecher, der äußert „Der Hund ist bissig“ und damit sagt, dass der Hund, über den er spricht, bissig ist, vollzieht damit einen lokutionären Akt. Der Sprecher tut, indem er dies sagt, noch etwas anderes. Er vollzieht seine Äußerung mit einer – wie Austin in Anlehnung an Frege sagt³ – bestimmten illokutionären Kraft. Beispiele für unterschiedliche illokutionäre Kräfte oder Äußerungsmodi sind z.B.: etwas feststellen, etwas erfragen, etwas versprechen, etwas empfehlen, um etwas bitten, vor etwas warnen, mit etwas drohen. Indem ein Sprecher von einem Hund sagt, er sei bissig, kann er eine Feststellung treffen, ein Versprechen geben, eine Empfehlung, eine Warnung oder eine Drohung aussprechen. Ein Hundezüchter kann den Satz „Der Hund ist bissig!“ dazu verwenden, um einem Kunden gegenüber, der nach einem kinderfreundlichen Hund sucht, eine Warnung auszusprechen. Er kann jedoch einem anderen Kunden gegenüber, der einen verlässlichen Wachhund sucht, mit dem Satz auch eine Empfehlung ausspre-

³ Austins Terminus *illocutionary force* geht zurück auf Freges Begriff der behauptenden Kraft eines Satzes. Vgl. Frege (1918), S.62f.

chen. Im Vollzug eines lokutionären Aktes etwas festzustellen, vor etwas zu warnen oder etwas zu empfehlen, heißt, einen bestimmten illokutionären Akt zu vollziehen. Eine Beschreibung des illokutionären Aktes liefert die Antwort auf die Frage: In welchem Modus bzw. mit welcher illokutionären Kraft hat der Sprecher gesagt, was er gesagt hat?

Perlokutionärer Akt: Eine Person vollzieht einen perlokutionären Akt dadurch, dass sie einen illokutionären Akt mit einem bestimmten Inhalt, der wiederum durch den lokutionären Akt bestimmt ist, vollzieht. Ein Sprecher kann dadurch, dass er bei verschiedenen Gelegenheiten denselben illokutionären Akt vollzieht – z.B. dadurch, dass er jedes Mal eine Warnung ausspricht – bei den jeweiligen Adressaten unterschiedliche Reaktionen bewirken wollen. Zu solchen Reaktionen gehört etwa, dass der Adressat von dem, was der Sprecher gesagt hat, schließlich überzeugt ist, dass er beruhigt oder beunruhigt ist, dass er auf die Äußerung hin gewisse Maßnahmen ergreift, usw. Die über den lokutionären Akt und den illokutionären Akt hinausgehende Handlung, beim Hörer gewisse Überzeugungen, Gefühle oder Handlungen zu veranlassen, nennt Austin den perlokutionären Akt. Ein Hundeverkäufer kann dadurch, dass er die Warnung „Der Hund ist bissig!“ ausspricht, einen Kunden, der nach einem kinderfreundlichen Hund sucht, vom Kauf des Hundes abbringen, er kann aber auch einen anderen Kunden, der einen verlässlichen Wachhund sucht, dadurch zufrieden stimmen. Jedes Mal vollzieht der Sprecher dadurch, dass er denselben illokutionären Akt vollzieht, einen anderen perlokutionären Akt. Die Reaktionen, die im Vollzug eines perlokutionären Aktes beim Adressaten bewirkt werden, müssen vom Sprecher beabsichtigt sein und dürfen sich nicht zufällig einstellen, sonst könnte man den perlokutionären Akt nicht als eine intentionale Handlung betrachten. Eine Beschreibung des perlokutionären Aktes liefert die Antwort auf die Frage: Welche Reaktionen hat der Sprecher mit seiner Äußerung beim Adressaten hervorbringen wollen?

Gemäß Austins Theorie der Sprechakte besteht eine kommunikative Handlung im Vollzug eines illokutionären Aktes. Perlokutionäre Akte, d.h. Handlungen, die zum Ziel haben, beim Adressaten gewisse psychische Wirkungen zu erzielen, gehören nach Austin nicht mehr zu den *kommunikativen* Handlungen. Diese Auffassung liegt darin begründet, dass kommunikative Handlungen für Austin wesentlich durch Konventionen bestimmt sind. Der mit einem Aussagesatz wie „Der Hund ist bissig“ vollzogene illokutionäre Akt ist durch zwei Faktoren bestimmt: einmal durch die illokutionäre Rolle der Äußerung, z.B. die Rolle einer Warnung, und zum anderen durch die lokutionäre Dimension der Äußerung, durch die festgelegt ist, wovor mit der Äußerung gewarnt werden soll, etwa vor einem bissigen Hund. Beide Faktoren müssen sich Austin zufolge aus gewissen Konventionen ergeben, die für die Äußerungssituation maßgebend sind. Neben rein sprachlichen Regeln, die die Bedeutung des geäußerten

Satzes in der Äußerungssituation und somit den lokutionären Akt festlegen, gibt es sprachunabhängige Regeln, die festlegen, welche Bedingungen gegeben sein müssen, damit eine Äußerung eine Äußerung mit einer bestimmten illokutionären Rolle ist (z.B. eine Warnung). Austin begründet diese Auffassung unter anderem mit der Beobachtung, dass es sogenannte „explizit performative“ Äußerungen gibt, d.h. Äußerungen, bei denen der Sprecher ein Verb gebraucht, das die Handlung bezeichnet, die er mit seiner Äußerung gerade zu vollziehen beabsichtigt. Eine Äußerung des Satzes „Ich warne dich: der Hund ist bissig“ ist explizit performativ. Eine Äußerung des Satzes „Der Hund ist bissig“ ist es dagegen nicht. Äußerungen, bei denen unerwähnt bleibt, welcher illokutionäre Akt mit ihnen vollzogen werden soll, nennt Austin „primär performativ“.

Bei der Betrachtung einiger Sätze, die explizit performative Verben enthalten, zeigt sich, dass mit ihnen nur dann der genannte illokutionäre Akt vollzogen wird, wenn in der Äußerungssituation bestimmte Konventionen in Kraft sind und wenn der Sprecher im Einklang mit diesen Konventionen eine bestimmte Autorität besitzt. Nur wenn ein Sprecher bestimmte Befugnisse hat und wenn seine Äußerung im Rahmen eines konventional geregelten Verfahrens geschieht, vollzieht er mit den Worten „Hiermit taufe ich dich auf den Namen ...“ tatsächlich eine Taufe oder vollzieht die Trauung eines Paares, indem er sagt „Ich erkläre Euch hiermit zu Mann und Frau“. Fehlt bei einer Äußerungsgelegenheit, bei der diese Sätze geäußert werden, das fragliche konventionale Verfahren und fehlt dem Sprecher die geforderte Autorität, so ist der Versuch, unter Verwendung dieser Sätze eine Taufe bzw. eine Eheschließung zu vollziehen, von vornherein zum Scheitern verurteilt. Demgegenüber können perlokutionäre Akte wie das Überreden, Beruhigen, Einschüchtern oder Beeindrucken auch zustande kommen, ohne dass die Äußerung im Einklang mit gewissen Konventionen getätigt wird. Um eine andere Person mit einer Äußerung zu einer Überzeugung zu bringen oder sie zu beeindrucken, muss der Sprecher keine besondere Befugnis besitzen oder seine Äußerung im Rahmen eines bestimmten konventionalen Verfahrens tätigen, wenn man von den Sprachkonventionen absieht, die festlegen, welcher lokutionäre Akt mit den Worten des Sprechers vollzogen wird.

Austins Kriterium der wesentlichen Konventionalität illokutionärer Akte wurde von verschiedenen Autoren angegriffen.⁴ Denn auf viele illokutionäre Akte trifft es nicht zu, dass sie nur aufgrund der Existenz eines konventionalen Verfahrens zustande kommen. Die These, dass zum Vollzug eines illokutionären Aktes ein etabliertes konventionales

⁴ Besonders einflussreich war die Kritik von Strawson (1964).

2 Bedeutungstheorie und Wahrheitstheorie

Eine Bedeutungstheorie für eine natürliche Sprache L hat gemäß dem Vorschlag von Donald Davidson zwei Aufgaben zu erfüllen. Sie muss auf der Grundlage einer Wahrheitstheorie für L ein Verfahren bereitstellen, mit dem sich die Bedeutung jedes beliebigen Satzes von L angeben lässt. Außerdem muss die Bedeutungstheorie kompositional aufgebaut sein. Der semantische Wert eines komplexen Ausdrucks von L muss sich aus den semantischen Beiträgen seiner Teilausdrücke und ihrer syntaktischen Anordnung bestimmen lassen.

Nach Meinung vieler Theoretiker sollte eine Bedeutungstheorie für L aber noch mehr leisten können als die Bedeutung beliebiger L-Sätze anzugeben. Sie sehen die philosophische Relevanz einer solchen Semantik darin, das Herzstück einer Theorie des Sprachverständnisses zu bilden. Davidson selbst ist der Ansicht, dass sich der Erfolg einer semantischen Theorie danach bemessen lässt, inwieweit sie imstande ist, „die Struktur einer äußerst komplizierten Fähigkeit freizulegen – der Fähigkeit, eine Sprache zu sprechen und zu verstehen“ (Davidson 1967, S.25). Uns interessiert, worin der Beitrag einer kompositionalen wahrheitstheoretischen Semantik für eine Theorie des Sprachverständnisses liegen könnte. Dazu wollen wir zunächst untersuchen, wie eine solche Semantik grundsätzlich aufgebaut ist.

Bei der Beschreibung von Davidsons Semantik-Entwurf werden zunächst einige der Motive für das damit verbundene extensionalistische Programm genannt, demzufolge bei der Formulierung einer Bedeutungstheorie keine intensionalen Begriffe wie die der Bedeutung, des Sinns oder der Übersetzung zur Anwendung kommen dürfen. Danach wird in groben Umrissen der Aufbau einer Wahrheitstheorie für eine Sprache L skizziert. Abschließend betrachten wir Davidsons Strategien im Umgang mit dem Problem, dass aus der Angabe der Wahrheitsbedingung eines Satzes direkt nicht folgt, welche Bedeutung der Satz hat.

2.1 Wahrheit statt Bedeutung

Eine Bedeutungstheorie für eine Sprache L hat nach Davidson drei Aufgaben zu erfüllen: Erstens muss sie für jeden Satz, der sich in L bilden lässt, angeben, was er in L bedeutet.³² Zweitens muss sie zeigen, wie sich die Bedeutung eines beliebigen Satzes von L aus den semantischen Merkmalen seiner Teilausdrücke und ihrer Anordnung im Satz ergibt.³³ Drittens soll sie Aufschluss darüber geben, was es heißt, dass ein Satz *s* der Sprache L die Bedeutung hat, die er in L hat.³⁴ Mit den ersten beiden Punkten ist die Forderung verbunden, einen Kalkül bereitzustellen, mit dem sich für jeden beliebigen Satz von L ein Theorem herleiten lässt, das die Bedeutung des Satzes angibt. Mit der dritten Aufgabe ist eine ganz andere Forderung verbunden, nämlich die, den Begriff der Satzbedeutung zu erläutern, indem logische Beziehungen zwischen dem Begriff der Satzbedeutung und anderen Begriffen aufgezeigt werden. Es können daher grundsätzlich zwei Projekte unterschieden werden, die mit dem Terminus „Bedeutungstheorie“ assoziiert werden. Bei dem einen Projekt geht es darum, ein Verfahren anzugeben, das die Extension des Prädikats „bedeutet in L“ vollständig bestimmt. Man kann dieses Projekt entsprechend als die Suche nach einem Erfüllungskalkül für das Prädikat „bedeutet in L“ kennzeichnen. Ziel des zweiten Projekts ist es, zu zeigen, was die Bedeutungsangaben, die der Kalkül für die Sätze einer Sprache L jeweils liefert, gemeinsam haben.³⁵

Davidson lehnt alle Vorschläge ab, den Begriff der Satzbedeutung durch andere Begriffe zu analysieren. Bei dem Versuch zu explizieren, welche Art von Entität sprachliche Bedeutungen sind, muss Davidson zufolge an einem bestimmten Punkt der Erläuterung immer auf Wendungen wie „die Bedeutung von“ oder „der Sinn von“ zurückgegriffen werden. Derartige Erläuterungsvorschläge haben somit keinen Erklärungswert. Frege etwa bestimmt den Sinn eines Satzes als den mit einem Satz ausgedrückten Gedanken. Er sagt: „der Gedanke ist der Sinn des Satzes“ (Frege 1918, S.61). Ein Fregescher Gedanke ist ein abstrakter Gegenstand. Gedanken haben keine

³² Vgl. Davidson (1967), S.20, 22.

³³ Vgl. Davidson (1967), S.17, 23.

³⁴ Vgl. Davidson (1984), S.xiii.

³⁵ Den Unterschied zwischen dem Projekt der Formulierung eines Erfüllungskalküls und dem der Begriffserläuterung heben hervor: Künne (1993), S.2f., Heal (1997), S.179, Taylor (1998), S.177, Fußnote 9.

wahrnehmbaren Eigenschaften und sie existieren unabhängig davon, ob sie von jemandem gedacht oder ausgedrückt werden. Frege liefert uns jedoch keine Erläuterung des Gedankenbegriffs, die ohne einen anderen intensionalen Begriff wie den des Sinns auskommt. Innerhalb des Fregeschen Modells ist der mit dem Satz „Theaitetos fliegt“ ausgedrückte Gedanke ein Wert, der sich ergibt, wenn man den Sinn des Funktionsausdrucks „fliegt“ auf den Sinn des Argumentausdrucks „Theaitetos“ anwendet. Davidson kritisiert an dem Fregeschen Modell, dass die Bedeutung eines Satzes nicht durch die Bedeutungen seiner Wörter und ihrer logischen Rolle bestimmt werden könne, solange nicht in einer nicht-zirkulären Weise angegeben wird, um welche Entität es sich bei einer Wortbedeutung handelt. Davidson schreibt: „Mein Einwand gegen Bedeutungen in einer Bedeutungstheorie ist nicht, dass sie abstrakt sind oder ihre Identitätsbedingungen undurchsichtig sind, sondern dass sie keinen erwiesenen Nutzen haben“ (1967, S.21).

Grice führt den Begriff der sprachlichen Bedeutung letztlich auf die Begriffe der Sprecherabsicht und der Überzeugung zurück.³⁶ Davidsons Kritik an diesem Vorschlag ist, dass ein zu enger begrifflicher Zusammenhang zwischen Aussagen über die Bedeutung von Sätzen und Aussagen über propositionale Einstellungen besteht, als dass sich der Bedeutungsbegriff durch den Begriff der propositionalen Einstellung auf eine informative Weise analysieren ließe. Indem man sagt, ein Satz *s* bedeute in *L*, dass *p*, sagt man auch etwas darüber, welche Überzeugung *L*-Sprecher mit dem Satz in paradigmatischen Äußerungsfällen (in denen sie im Ernst sprechen, den Satz wörtlich verwenden und aufrichtig sind) ausdrücken, nämlich die Überzeugung, dass *p*. Indem man wiederum einem *L*-Sprecher die Überzeugung, dass *p*, zuschreibt, legt man sich darauf fest, dass es einen Satz von *L* gibt, den der Sprecher versteht, den er für wahr hält und der bedeutet, dass *p*. Da nach Davidson die Begriffe der Überzeugung und der Absicht nicht ohne Bezugnahme auf den Begriff der Satzbedeutung erläutert werden können, ist für ihn das Projekt einer Analyse des Begriffs der Satzbedeutung durch die Begriffe der Überzeugung und der Absicht von vornherein aussichtslos.³⁷

Davidson weist schließlich jeden Versuch zurück, die Bedeutung eines Satzes durch folgendes Schema anzugeben: „*s* bedeutet in der Sprache *L* *b*“, wobei für „*s*“ ein Satz

³⁶ Vgl. Grice (1957): „,[der Ausdruck] *x* bedeutet (zeitlos), dass so-und-so‘ kann in einem ersten Anlauf gleichgesetzt werden mit einer Feststellung oder Disjunktion von Feststellungen darüber, was ‚Leute‘ (vage) beabsichtigen ..., mit *x* zu bewirken“ (S.220). Siehe auch Grice (1968), S.124–128.

³⁷ Vgl. Davidson (1984), S.xiii. Siehe auch Davidson (1974), S.143, Davidson (1975), S.156.

von L einzusetzen wäre, und für „b“ ein singulärer Term, der die Bedeutung des Satzes bezeichnet. Auf welche Entität der für „b“ eingesetzte singuläre Term Bezug nimmt, lässt sich nach Davidson nicht in einer informativen Weise beschreiben. Es ist nahelegend, in dem genannten Schema für „b“ einen Ausdruck der Form „dass p“ einzusetzen. Aber auch in dem Schema „s bedeutet, dass p“ kann der Ausdruck „dass p“ nach Davidson nicht die Rolle eines singulären Terms, der eine Bedeutung bezeichnet, innehaben. Vielmehr werde durch Sätze des Typs „s bedeutet, dass p“ ein Satz *s* der Objektsprache L – d.h. der Sprache, die untersucht wird – mit einem Satz „p“ der Metasprache – d.h. der Sprache, in der die Untersuchung geführt wird – in Beziehung gesetzt. Von einer Bedeutungstheorie erwartet Davidson, dass sich mit ihrer Hilfe jedem objektsprachlichen Satz ein bedeutungsgleicher metasprachlicher Satz zuordnen lässt. An der Forderung, dass eine Bedeutungstheorie nicht Sätze mit Bedeutungen sondern Sätze mit Sätzen korrelieren muss, hält Davidson grundsätzlich fest. Aber für Davidson ist das Prädikat „bedeutet, dass“ nicht geeignet, um eine solche Zuordnung zu gewährleisten. Denn mit dem Prädikat „bedeutet, dass“ ist eine logische Schwierigkeit verbunden.³⁸

Mit der Verwendung von Prädikaten wie „bedeutet, dass“, „behauptet, dass“, „glaubt, dass“ werden nicht-extensionale Satzkontexte erzeugt, innerhalb derer die Ersetzung bezugsgleicher Ausdrücke nicht den Erhalt des Wahrheitswertes des gesamten Satzes gewährleistet.³⁹ In extensionalen Satzkontexten wird mit der Verwendung eines singulären Terms ein Gegenstand eingeführt, über den im Satz etwas gesagt wird. In dem Satz „Der Abendstern leuchtet“ steht der Name „der Abendstern“ für den Planeten Venus. Der Planet Venus kann in dem Satz durch einen anderen Ausdruck mit dem gleichen Bezug vertreten werden, ohne dass sich am Wahrheitswert des Satzes etwas ändert, z.B. durch „der Morgenstern“ oder „die Venus“. In Fällen wie diesem gilt das Prinzip der Ersetzbarkeit bezugsgleicher Ausdrücke *salva veritate*. Das Prinzip der Ersetzbarkeit gilt offenbar nicht in Satzkontexten, die durch die Konjunktion „dass“ eingeleitet werden.

- (1) Marie *behauptet*, dass der Abendstern leuchtet.

³⁸ Vgl. Davidson (1967), S.22.

³⁹ Für Davidson ist der Terminus „nicht-extensionaler Satzkontext“ unangemessen, da seiner Meinung nach alle Satzkontexte extensional sind. Das Prinzip der Ersetzbarkeit *salva veritate* bleibt nach Davidson auch innerhalb von Dass-Sätzen in Kraft. Vgl. Davidson (1969). Siehe auch den Abschnitt 11.1.1 der vorliegenden Arbeit.

- (2) Marie *glaubt*, dass der Abendstern leuchtet.

Nehmen wir an, (1) und (2) seien wahre Sätze. Ersetzt man in (1) und (2) den Ausdruck „der Abendstern“ durch den Ausdruck „der Morgenstern“, können falsche Sätze entstehen. Falls Marie nicht weiß, dass der Abendstern und der Morgenstern identisch sind, wäre es falsch zu sagen, Marie behaupte, dass der Morgenstern leuchtet, bzw. Marie glaube, dass der Morgenstern leuchtet. Dasselbe Problem ergibt sich bei Dass-Sätzen, die durch das Verb „bedeuten“ eingeleitet werden.

- (3) „The eveningstar is shining“ bedeutet im Englischen, dass der Abendstern leuchtet.

Bei einer Ersetzung von „der Abendstern“ durch „der Planet Venus“ in (3) entsteht offensichtlich ein falscher Satz. Wenn innerhalb von Kontexten in indirekter Rede bezugsgleiche Ausdrücke nicht ohne weiteres *salva veritate* für einander ersetzt werden können, so stellt sich die Frage: Findet in den eingebetteten Sätzen überhaupt Bezugnahme statt und, falls nicht, welche semantische Rolle haben dann die Ausdrücke in den eingebetteten Sätzen? Frege bietet eine elegante, aber ontologisch anspruchsvolle Lösung für dieses Problem. Nach Frege nehmen auch die Ausdrücke, die innerhalb von Kontexten der, wie Frege sagt, ungeraden Rede vorkommen, auf etwas Bezug. Allerdings verändern die Ausdrücke ihren Bezug, sobald sie in ungerader Rede vorkommen. Sie haben dann nicht mehr ihren gewöhnlichen Bezug, sondern einen ungeraden Bezug. Der gewöhnliche Bezug des Namens „der Abendstern“ ist der Planet Venus. Sein ungerader Bezug ist der gewöhnliche Sinn des Namens. Der gewöhnliche Bezug des Prädikats „leuchtet“ ist der damit ausgedrückte Begriff. Sein ungerader Bezug ist der Sinn des Prädikats. Der gewöhnliche Bezug des Satzes „Der Abendstern leuchtet“ ist sein Wahrheitswert. Der ungerade Bezug ist der Sinn des Satzes, d.h. der damit ausgedrückte Gedanke. Frege kann demnach an dem Prinzip der Ersetzbarkeit bezugsgleicher Ausdrücke *salva veritate* auch für Kontexte ungerader Rede festhalten, indem er Sinne als eigenständige Entitäten einführt und indem er behauptet, dass in solchen Kontexten eine Verschiebung vom gewöhnlichen zum ungeraden Bezug eines Ausdrucks stattfindet.⁴⁰

Da Davidson aus den oben skizzierten Gründen die Annahme, dass Bedeutungen bzw. Sinne eigenständige Entitäten sind, ablehnt, muss er Freges Vorschlag zur

⁴⁰ Vgl. Frege (1892a), S.28, 37–39.

logischen Behandlung nicht-extensionaler Satzkontexte zurückweisen. Dadurch würde, so Davidson, der kategoriale Unterschied zwischen dem Bezug eines Ausdrucks und seiner Bedeutung verwischt.⁴¹ Davidson geht dem Problem schlicht aus dem Weg,⁴² indem er fordert, die Metasprache der Bedeutungstheorie dürfe keine Ausdrücke enthalten, die nicht-extensionale Kontexte erzeugen. Das, so Davidson, „undurchsichtige“ Prädikat „bedeutet, dass“ müsse aus der Theorie verschwinden und durch ein anderes ersetzt werden, das das Gleiche leistet. Gesucht ist also ein Prädikat, das angewandt auf objektsprachliche Sätze genau die metasprachlichen Sätze liefert, die auch eine Anwendung des Bedeutungsprädikats liefert, das aber anders als das Bedeutungsprädikat keine nicht-extensionalen Kontexte erzeugt. Der geeignetste Anwärter auf das gesuchte Prädikat ist für Davidson „ist genau dann wahr, wenn“.⁴³ Eine Bedeutungstheorie für eine Sprache L muss demnach Theoreme von folgender Gestalt erzeugen:

Der Satz *s* ist in der Sprache L genau dann wahr, wenn *p*.

Davidson führt als Begründung für diesen, wie er meint, „kühnen Schritt“ an, dass die Wahrheitsbedingung eines Satzes anzugeben eine Weise sei, die Bedeutung des Satzes in der betreffenden Sprache anzugeben, und dass zu wissen, unter welchen Bedingungen die Sätze einer Sprache wahr sind, in einem gewissen Sinn darauf hinauslaufe, die Sprache zu verstehen.⁴⁴

Der Vorschlag hat eine zentrale Schwäche. Für die Wahrheit eines Satzes, der das materiale Bikonditional „genau dann, wenn“ enthält, ist nur gefordert, dass die Teilsätze auf beiden Seiten des Junktors dieselbe Extension, d.h. denselben Wahrheitswert haben. Ein Satz der Form „*p* genau dann, wenn *q*“ ist wahr, wenn „*p*“ und „*q*“ entweder beide wahr oder beide falsch sind. In dem oben angegebenen Theorem-Schema können demnach beliebige wahre Sätze der Objektsprache und der Metasprache miteinander korreliert werden. Der Satz

⁴¹ Vgl. Davidson (1967), S.20.

⁴² Zumindest geht Davidson dem Problem im Rahmen seines Projekts, einen Kalkül bereitzustellen, der die Extension des Prädikats „bedeutet in L“ angibt, aus dem Weg. Auch Davidson hat einen einflussreichen Vorschlag zur semantischen Analyse von Sätzen in indirekter Rede geliefert. Vgl. Davidson (1969). Siehe dazu den Abschnitt 11.1.1 der vorliegenden Arbeit.

⁴³ Vgl. Davidson (1967), S.22.

⁴⁴ Vgl. Davidson (1967), S.24.

„Snow is white“ ist im Englischen genau dann wahr, wenn Gras grün ist.

ist wahr. Das Prädikat „ist wahr in L genau dann, wenn“ erfüllt damit aber nicht die Forderung, genau auf die objektsprachlichen und die metasprachlichen Sätze zuzutreffen, auf die auch das Prädikat „bedeutet in L, dass“ zutrifft. Davidson glaubt, dass sich Einschränkungen geltend machen lassen derart, dass durch eine Anwendung des Wahrheitsprädikats nur die objektsprachlichen und metasprachlichen Sätze miteinander korreliert werden, die auch durch das Bedeutungsprädikat korreliert werden. Wir werden im Abschnitt 2.3 verschiedene Vorschläge für solche Einschränkungen betrachten.

In Umrissen ist nun beschrieben, welche Gestalt eine Theorie haben muss, die in der Lage ist, die Extension des Prädikats „s bedeutet in L, dass p“ zu bestimmen ohne sich in die Schwierigkeiten zu verstricken, die eine Erläuterung des Bedeutungsbegriffs und seiner logischen Besonderheiten aufwerfen. Das Rückgrat einer Bedeutungstheorie für eine Sprache L ist gemäß diesem Entwurf eine Wahrheitstheorie für L, die für jeden Aussagesatz von L angibt, unter welchen Bedingungen der Satz wahr ist.

Eine Wahrheitstheorie für L dient auf den ersten Blick nur dem ersten der beiden Projekte, die mit einer Bedeutungstheorie in Verbindung gebracht werden. Sie stellt unter gewissen Auflagen, einen Kalkül dar, der jedem Satz der Objektsprache einen bedeutungsgleichen Satz der Metasprache zuordnet. Wie kann eine Wahrheitstheorie für L etwas zum zweiten Projekt, zur Erläuterung des Begriffs der Satzbedeutung beitragen? Naheliegender wäre die Annahme, Davidson analysiere den Begriff der Satzbedeutung durch den Begriff der Wahrheitsbedingung eines Satzes. Eine solche schlichte Reduktion ist jedoch aufgrund der logischen Unterschiede zwischen dem nicht-extensionalen Bedeutungsprädikat und dem extensionalen Prädikat „ist wahr in L genau dann, wenn“ ausgeschlossen.

Davidsons Explikationsvorschlag geht aus von dem Begriff der *Wahrheitstheorie* für eine Sprache. Eine Wahrheitstheorie für eine Sprache L ist eine *formale* Theorie in dem Sinne, dass sich aus der Theorie Theoreme der Form „Der Satz *s* ist wahr in L genau dann, wenn *p*“ mechanisch, d.h. allein unter Berücksichtigung formaler Gesichtspunkte herleiten lassen. Der Begriff „wahr in L“ ist nach Davidson inhaltlich definiert durch die Art der empirischen Belege, die die Theoreme, die aus der Theorie folgen, bestätigen. Eine Wahrheitstheorie für L ist für Davidson letztlich eine empirische Theorie über gewisse Überzeugungen der L-Sprecher. Die empirischen Belege, durch die sich Theoreme der Form „s ist in der Sprache L genau dann wahr, wenn p“ bestätigen lassen, bestimmt Davidson als die Umstände, unter denen L-Sprecher den Satz *s* für wahr halten. Nach Davidson ist „Der Satz *s* ist wahr in der Sprache L genau dann,

3 Kompositionalität und semantisches Wissen

Gemäß dem Kompositionalitätsprinzip der Bedeutung ist die Bedeutung eines komplexen Ausdrucks funktional abhängig von der Bedeutung seiner Teilausdrücke und ihrer syntaktischen Anordnung. Eine der zentralen Forderungen an eine Bedeutungstheorie für eine Sprache L ist, dass sie dem Kompositionalitätsprinzip Rechnung trägt, indem sie zeigt, wie die Bedeutung eines Satzes von der Bedeutung seiner Teilausdrücke und ihrer Satzstellung abhängt. Worin liegt die philosophische Wichtigkeit des Kompositionalitätsprinzips? Diese Frage wird gewöhnlich mit Bezug auf gewisse Merkmale der Fähigkeit einer Person, die Sätze ihrer Sprache zu verstehen, beantwortet. Wir wollen in diesem Kapitel uns zunächst ansehen, welche Merkmale dies sind. Anschließend wird ein Überblick gegeben über verschiedene Positionen zu der Frage, welche Rolle eine kompositionale Bedeutungstheorie bei der Erklärung dieser Merkmale spielen kann.

4.1 Produktivität, Kreativität und Systematizität

Das Kompositionalitätsprinzip wird häufig auch das Frege-Prinzip genannt, obwohl sich in den Schriften Freges keine ausdrückliche Formulierung eines solchen Prinzips findet.⁷³ Dafür, dass Frege ein solches Prinzip vertreten hat, kann der Beginn des Textes „Gedankengefüge“ als Beleg gelten:

Erstaunlich ist es, was die Sprache leistet, indem sie mit wenigen Silben unübersehbar viele Gedanken ausdrückt, daß sie sogar für einen Gedanken, den nun zum ersten Male ein Erdenbürger gefaßt hat, eine Einkleidung findet, in der ihn ein anderer erkennen kann, dem er ganz neu ist. Dies wäre nicht möglich, wenn wir in dem Gedanken nicht Teile unterscheiden könnten, denen Satzteile entsprächen, so daß der Aufbau des Satzes als Bild gelten könnte des Aufbaus des Gedankens. Freilich sprechen wir eigentlich in einem Gleichnisse, wenn wir das Verhältnis vom Ganzen und Teil auf den Gedanken übertragen. ...

⁷³ Vgl. Janssen (1997), S.420f.

Sieht man so die Gedanken an als zusammengesetzt aus einfachen Teilen und läßt man diesen wieder einfache Satzteile entsprechen, so wird es begrifflich, daß aus wenigen Satzteilen eine große Mannigfaltigkeit von Sätzen gebildet werden kann, denen wieder eine große Mannigfaltigkeit von Gedanken entspricht.

(Frege 1923, S.36)

Frege begründet hier, warum in Analogie zur Zerlegbarkeit eines Satzes in Silben auch der mit dem Satz ausgedrückte Gedanke als etwas angesehen werden muss, das in Teile zerlegbar ist. Anders, so Frege, ließe sich nicht verständlich machen, wie jemand einen Gedanken, den noch niemand vor ihm gefasst hat, sprachlich so ausdrücken kann, dass jemand anderes ihn fassen kann. Ohne die Annahme, dass die Sätze einer Sprache aus einem begrenzten Schatz aus Teilausdrücken gebildet sind, ließe sich außerdem nicht verständlich machen, wie sich eine große Anzahl unterschiedlicher Sätze bilden lassen, mit denen sich wiederum eine große Anzahl unterschiedlicher Gedanken ausdrücken lässt. Frege macht damit auf zwei Merkmale der Fähigkeit, eine Sprache zu sprechen und zu verstehen, aufmerksam, die in der gegenwärtigen Diskussion häufig zur Begründung der Forderung angeführt werden, dass eine Bedeutungstheorie kompositional aufgebaut sein muss. Die Merkmale, auf die Frege verweist, werden heute meist als die „Kreativität“ und die „Produktivität“ sprachlicher Fähigkeiten bezeichnet. Kreativ ist die Sprachfähigkeit, insofern Muttersprachler auch Sätze ihrer Sprache bilden und verstehen können, die sie selbst noch nie zuvor gebraucht oder gehört haben. Produktiv ist ihre Sprachfähigkeit, insofern sie unbestimmt viele Sätze ihrer Sprache bilden und verstehen können.

Auch Davidson begründet die Forderung, dass eine angemessene Bedeutungstheorie für eine natürliche Sprache kompositional aufgebaut sein muss, mit Bezug auf die Produktivität und Kreativität des Sprachverstehens. Sein Argument konzentriert sich auf den Aspekt des Spracherwerbs:⁷⁴ Nur wenn die Bedeutungen der unendlich vielen Sätze einer natürlichen Sprache L aus einer endlichen Anzahl semantischer Merkmale gebildet werden können, die ein L-Sprecher kennt, lässt sich begreifen, wie das „unendliche Vermögen“ eines L-Sprechers, Sätze von L zu bilden und zu verstehen, „von endlichen Leistungen eingeschlossen sein kann“ (1965, S.8).

Wir erlernen eine Sprache, in der sich unendlich viele Sätze bilden lassen, in einer begrenzten Zeit. Davidsons fragt: Wie ist dies möglich? Das Erlernen eines neuen Wortes unseres Wortschatzes oder einer neuen grammatikalischen Regel braucht eine gewisse Zeit. Wir haben nicht unbegrenzt viel Zeit, um die unendlich vielen Ausdrücke

⁷⁴ Vgl. Davidson (1965), S.8f. Siehe auch Davidson (1967), S.17.

zu erlernen, die sich in einer Sprache bilden lassen. Wir können die Bedeutung eines bisher unbekanntes Satzes nicht einfach intuieren. Deshalb, so Davidson, muss es erstens eine begrenzte Anzahl semantisch primitiver Ausdrücke geben, aus denen sich unendlich viele Sätze bilden lassen, und wir müssen zweitens in der Lage sein, die Bedeutungen einer unendlichen Anzahl von Sätzen aufgrund unserer Kenntnis der Bedeutungen der semantisch primitiven Ausdrücke und aufgrund unserer Kenntnis der Regeln, die bestimmen, wie die Bedeutung eines komplexen Ausdrucks durch die Bedeutungen seiner einfachen Teilausdrücke und ihrer Anordnung festgelegt wird.

Um die Fähigkeit, eine Sprache in einer begrenzten und relativ kurzen Zeit zu erlernen, verständlich machen zu können, muss es, so Davidson, eine Bedeutungstheorie für die betreffende Sprache geben, die in der Lage ist, die Bedeutung unbegrenzt vieler komplexer Ausdrücke auf der Grundlage einer begrenzten Anzahl syntaktischer und semantischer Regeln anzugeben.

Fragwürdig an Davidsons Argument ist die Behauptung, dass Muttersprachler ein *unendliches* Vermögen, Sätze zu verstehen, besitzen. Denn die Lebenszeit und das Erinnerungsvermögen von Muttersprachlern ist schließlich begrenzt.⁷⁵ Die Produktivität des Sprachverständnisses wird deshalb häufig als eine Idealisierung betrachtet. Die Behauptung, dass das Sprachverständnis produktiv bzw. ein unendliches Vermögen ist, wird daher gemeinhin so interpretiert, dass Muttersprachler unendlich viele, unendlich lange Sätze verstehen *könnten*, wenn sie eine unbegrenzte Lebensdauer und eine unbegrenzte Erinnerungskapazität hätten.⁷⁶ Auch die Annahme, dass in einer natürlichen Sprache unendlich viele Sätze gebildet werden können, darf angezweifelt werden. Einige Theoretiker haben sich die Mühe gemacht zu berechnen, wie viele Sätze ein typischer Muttersprachler einer typischen natürlichen Sprache bilden und verstehen kann.⁷⁷ Aber auch wenn die Anzahl der Sätze, die ein Muttersprachler verwenden und verstehen kann, begrenzt ist, sie ist jedenfalls riesig.

Für Richard Grandy ist dies Grund genug, an der Forderung, dass eine Bedeutungstheorie eine kompositionale Form haben muss, festzuhalten.⁷⁸ Zur Veranschaulichung stellt er folgende Überlegung an: Man nehme an, ein Sprecher verstehe alle Sätze der

⁷⁵ Fodor (1987) bemerkt dazu: „Es gibt [...] ein berühmt berüchtigtes Problem mit Produktivitätsargumenten. So wie die Dinge mit der Sterblichkeit stehen, wird nicht mehr als ein endlicher Teil welcher geistigen Fähigkeit auch immer je wirklich ausgenutzt“ (S.148).

⁷⁶ Vgl. z.B. Fodor (1987), S.148, Larson und Segal (1995), S.12f.

⁷⁷ Vgl. dazu die Betrachtungen von Ziff (1974).

⁷⁸ Grandy (1990), S.558f.

Bauart *NP-VP-NP*, die sich aus 200 Substantiven (wie z.B. „Leguan“, „Tiger“, „Papagei“ usw.) mit dem entsprechenden unbestimmten Artikel und 50 transitiven Verben (wie z.B. „erschreckt“, „sieht“, „verfolgt“, „frisst“ usw.) bilden lassen. Dieser Sprecher kann die Äußerung eines Satzes wie „Ein Leguan erschreckt einen Tiger“ auch dann verstehen, wenn er selbst den Satz niemals vorher gehört oder gelesen hat. Nach Grandys Berechnung ist der Sprecher in der Lage, wenigstens zwei Millionen ($200^2 \times 50$) deutsche Sätze des Typs „Ein Leguan erschreckt einen Tiger“ zu verstehen, bevor überhaupt andere Satzkonstruktionen, andere Tempora, Pluralbildungen usw. in Betracht kommen. Nimmt man zu der Liste der 200 Substantive und 50 Verben ein einziges neues Substantiv hinzu, dann versteht der Sprecher schon 20.000 weitere Sätze. Es besteht demnach ein Exponentialverhältnis zwischen den Sätzen, die eine Person versteht, und den von ihr gekannten Wörtern und Satzkonstruktionen. Es mag zutreffen, dass Sprecher einer natürlichen Sprache nur endlich viele Sätze bilden und verstehen können; doch die riesige Anzahl an Sätzen, die Muttersprachler verstehen, muss nach Grandy als eine Gegebenheit betrachtet werden, die nach einer Erklärung verlangt. Nur mit Bezug auf eine kompositionale Semantik könne, so Grandy, eine Antwort auf die Frage gegeben werden: Wie ist es psychologisch bzw. mnemotechnisch erklärbar, dass erwachsene Muttersprachler Informationen über die Bedeutung einer Unmenge von Sätzen ihrer Sprache gespeichert haben?

Überlegungen über die Anzahl von Sätzen, die ein Sprecher verstehen kann, sind für Gareth Evans irrelevant für eine Begründung der Kompositionalitätsforderung. Nach Evans ist die Kreativität des Sprachverständnisses das erklärungswürdige Phänomen. Er ist der Meinung, dass auch eine Bedeutungstheorie für eine Sprache, in der sich nur eine sehr begrenzte Anzahl von Sätzen bilden lässt, kompositional aufgebaut sein muss, wenn die Theorie etwas zur Erklärung des Problems beitragen soll, wie ein Sprecher aufgrund seiner Vertrautheit mit gewissen Wörtern und Satzkonstruktionen der Sprache Äußerungen bisher unbekannter Sätze verstehen kann. Falls die Fähigkeit eines Sprechers, die Sätze einer Sprache zu verstehen, kreativ ist, d.h. falls der Sprecher neue Sätze in der Sprache verstehen kann, dann, so Evans, besitze er eine strukturierte Fähigkeit. Die Aufgabe einer Bedeutungstheorie sieht Evans darin, diese Struktur freizulegen.⁷⁹

Neben der Kreativität und Produktivität des Sprachverständnisses wird ein weiteres Merkmal zur Begründung der Kompositionalitätsforderung angeführt: die sogenannte

⁷⁹ Vgl. Evans (1981), S.122f.

Systematizität des Sprachverständnisses.⁸⁰ Die Fähigkeit einer Person, eine Sprache L zu verstehen, wird als systematisch bezeichnet, wenn die Tatsache, dass eine Person gewisse Sätze von L versteht, hinreichend dafür ist, dass sie auch anderen Sätze von L versteht. Wenn ein normaler, erwachsener deutscher Muttersprachler z.B. den Satz „Hans liebt das Mädchen“ versteht, wird er auch den Satz „Das Mädchen liebt Hans“ verstehen, und umgekehrt. Eine Erklärung für die systematische Beziehung zwischen einem Verständnis des ersten Satzes und einem Verständnis des zweiten Satzes muss sich nach Meinung vieler Philosophen auf den Umstand berufen, dass die Syntax des Satzes „Hans liebt das Mädchen“ und die Bedeutungen der Teilausdrücke des Satzes gemeinsam festlegen, was der Satz „Das Mädchen liebt Hans“ bedeutet. Eine Erklärung der Systematizität des Sprachverständnisses setzt demnach voraus, dass natürliche Sprachen eine kompositionale Semantik haben.

4.2 Semantisches Wissen

Eine Bedeutungstheorie für eine Sprache L soll nach der gängigen Meinung deshalb kompositional aufgebaut sein, weil die Fähigkeit der L-Sprecher, Sätze ihrer Sprache zu verstehen, die Merkmale der Produktivität, Kreativität und Systematizität aufweisen. Außerdem könne nur mit Bezug auf eine kompositionale Semantik erklärt werden, wie Menschen als endliche Wesen in einer begrenzten Zeit die Fähigkeit erwerben können, beliebig viele Sätze ihrer Sprache zu bilden und zu verstehen. Wie aber soll eine kompositionale Semantik diese Besonderheiten des Sprachverständnisses erklären? Nach Meinung einiger Philosophen kann eine solche Erklärung nur mit Rückgriff auf ein *Wissen* einer kompositionalen, wahrheitstheoretischen Bedeutungstheorie für die betreffende Sprache gelingen. Hinter dieser Meinung steht folgende Hypothese:

Nehmen wir an, es gäbe für eine Sprache L eine angemessene Wahrheitstheorie, aus der W-Sätze folgen, die zur Interpretation jedes beliebigen wahrheitswertfähigen Aussagesatzes von L herangezogen werden können. Nehmen wir weiter an, eine rationale Person P hätte Kenntnis dieser Wahrheitstheorie und wüsste, dass die Wahrheitstheorie zur Interpretation der Sätze von L verwendet werden kann. P könnte dann

⁸⁰ Vgl. z.B. Fodor (1987), S.148ff. und Fodor und Pylyshyn (1988).

vermutlich beliebig viele wahrheitswertfähige Sätze von L verstehen, indem P die entsprechenden W-Sätze aus der Theorie herleitet. P könnte immer wieder Äußerungen neuer L-Sätze interpretieren, die P noch nicht zuvor gehört hat. Es ließen sich auf der Grundlage von Ps Kenntnis der Wahrheitstheorie auch erklären, warum zwischen Ps Fähigkeit, gewisse Sätze von L zu verstehen, und Ps Fähigkeit, gewisse andere Sätze von L zu verstehen systematische Beziehungen bestehen (denn wer die Regeln zur Herleitung eines W-Satzes z.B. für „Hans liebt das Mädchen“ kennt, kennt damit auch schon die Regeln zur Herleitung eines W-Satzes für „Das Mädchen liebt Hans“). Da die von P gewusste Wahrheitstheorie für L sich aus einer begrenzten Anzahl semantischer Regeln aufbaut, ließe sich außerdem begründen, wie jemand in einer begrenzten Zeit die Fähigkeit erwerben kann, unbegrenzt viele unterschiedliche Sätze von L zu verstehen.

An dieser Hypothese bleibt unklar, welche Erkenntnisse sich daraus über die sprachlichen Fähigkeiten tatsächlicher Muttersprachler gewinnen lassen sollen. Gewöhnliche Muttersprachler haben schließlich kein Wissen von einer Wahrheitstheorie für ihre Sprache. Überdies ist bisher noch keine Wahrheitstheorie für eine natürliche Sprache entwickelt worden, aus der sich für *jeden* Satz der Sprache interpretierende W-Sätze folgern ließen. Es gibt aber noch ein schwerwiegenderes Problem mit dem Versuch, die *Fähigkeit*, die Wörter und Sätze einer Sprache korrekt zu verwenden und zu verstehen, mit Rückgriff auf ein theoretisches *Wissen* zu erläutern. Eine Fähigkeit, gewisse Dinge zu tun, ist etwas anderes als ein Wissen über gewisse Sachverhalte. Dafür, dass jemand eine bestimmte Fähigkeit besitzt, ist es nicht notwendig, dass er ein Wissen über bestimmte, seine Fähigkeit betreffende Sachverhalte besitzt. Jemand muss nicht bestimmte Dinge über das Fahrradfahren wissen, um als jemand zu gelten, der Fahrrad fahren kann. Dass jemand ein Wissen über bestimmte Sachverhalte besitzt, ist auch nicht hinreichend dafür, dass er eine bestimmte Fähigkeit ausüben kann. Was auch immer jemand über Fahrräder und das Fahrradfahren weiß, es wäre nicht hinreichend dafür, Fahrrad fahren zu können.

Ein Wissen, das vollständig durch einen Dass-Satz spezifiziert werden kann, wird gewöhnlich als „propositionales“ Wissen bezeichnet. Ein propositionales Wissen, ein Wissen, *dass* etwas der Fall ist, ist zu unterscheiden von einem *know how* bzw. einer Fähigkeit. Propositionales Wissen ist wesentlich durch die gewusste Proposition, durch den Inhalt gekennzeichnet, der dem Wissenden begrifflich verfügbar ist.⁸¹ Der Inhalt eines Wissens muss sich durch einen Satz angeben lassen, den dieser versteht und für

⁸¹ Vgl. Kemmerling (1988), S.24, Fußnote 1.

wahr hält. Wenn jemand weiß, dass es regnet, so wird er, wenn man ihn in seiner Sprache danach fragt, ob es regnet, (unter normalen Umständen, seine Ernsthaftigkeit und Aufrichtigkeit vorausgesetzt) bejahend reagieren. Wissenszuschreibungen setzen offensichtlich bereits voraus, dass der Wissende eine Sprache beherrscht. Unklar bleibt deshalb, wie durch die Annahme, jemand besäße Kenntnis einer Wahrheitstheorie für L, die sprachlichen Fähigkeiten der L-Sprecher erklärt werden sollen. Um eine solche Theorie überhaupt anwenden zu können, muss man ja schon eine Sprache beherrschen, nämlich die Metasprache, in der die Theorie abgefasst ist.

Dagegen macht es bei einer Fähigkeit offenbar keinen Sinn zu sagen, sie hätte einen Inhalt, welcher der Person, die die Fähigkeit hat, begrifflich verfügbar ist.⁸² Was sollte z.B. der begriffliche Inhalt der Fähigkeit, Fahrrad fahren zu können, sein? Fähigkeiten sind nicht durch Inhalte, sondern durch gewisse Leistungen gekennzeichnet, die derjenige, der die Fähigkeit besitzt, unter gewissen Umständen vollbringen können sollte. Z.B. sollte jemand, der Fahrradfahren kann, es im Allgemeinen fertig bringen, das Gleichgewicht zu halten und nicht umzufallen, wenn er auf dem Sattel sitzt. Das Gleichgewicht zu halten, ist eine der Leistungen, die man vollbringen können muss, um als jemand gelten zu können, der Fahrrad fahren kann. Das Gleichgewicht halten zu können ist aber nicht ein Inhalt der Fähigkeit, Fahrrad zu fahren.

Im Falle des Sprachverständnisses tritt der Unterschied zwischen Wissen und Fähigkeit weniger deutlich hervor, da es offenbar einen begrifflichen Zusammenhang gibt zwischen der Fähigkeit, einen Satz *s* zu verstehen, und dem Wissen, was *s* bedeutet. Wer den Satz „It’s snowing“ versteht, weiß, was dieser Satz im Englischen bedeutet, er kennt die Bedeutung des Satzes. Es gibt grundsätzlich zwei Ansätze zur Deutung von Sätzen des Typs

- (1) P weiß, was der Satz *s* (in L) bedeutet

Nach dem ersten Ansatz wird mit derartigen Sätzen nicht über ein Wissen gesprochen, dessen Gegenstand durch den Nebensatz „was der Satz *s* (in L) bedeutet“ angegeben wird. Vielmehr wird damit über die Fähigkeit gesprochen, den Satz *s* korrekt zu gebrauchen. Die Kenntnis der Bedeutung eines Satzes *s* muss demnach mit Bezug auf die Leistungen erläutert werden, die die Fähigkeit, *s* korrekt zu verwenden, umfasst. Zu diesen Leistungen gehört, auf Anfrage eine passende, innerhalb der Gemeinschaft der L-Sprecher akzeptierte Antwort auf die Frage „Was bedeutet *s*?“ geben zu können. Für

⁸² Vgl. Kemmerling (1988), S.26.

diese Deutung spricht, dass die grammatische Rolle des Nebensatzes „was *s* bedeutet“ in (1) nicht die eines Relativsatzes ist, wie etwa die von „wer spricht“ in dem Satz „Anton weiß, wer spricht“. Der zuletzt genannte Satz kann paraphrasiert werden durch „Anton kennt denjenigen, der spricht“. Das „was“ in (1) darf dagegen nicht als Relativpronomen im Sinne von „P kennt dasjenige, was *s* bedeutet“ aufgefasst werden. Vielmehr ist die Wendung „was *s* bedeutet“ in (1) als indirekter Fragesatz aufzufassen analog zu „wie spät es ist“ in „Anton weiß, wie spät es ist“. Mit solchen Sätzen wird zum Ausdruck gebracht, dass die betreffende Person auf die Frage hin „Was bedeutet *s*?“ bzw. „Wie spät ist es?“ eine passende Reaktion zeigt.⁸³

Dem zweiten Deutungsansatz entsprechend sind Zuschreibungen vom Typ (1) mit Rückgriff auf ein propositionales Wissen zu erläutern. Die verbreitetste Variante dieser Position ist die These, dass jemand, der weiß, was die Sätze einer Sprache bedeuten, ein implizites Wissen einer kompositionalen Bedeutungstheorie für diese Sprache besitzt. Gemäß dieser These lässt sich mit Hilfe des technischen Vokabulars einer kompositionalen, wahrheitstheoretischen Semantik (etwa mit den theoretischen Begriffen der Erfüllung, der Satzfunktion usw.) angeben, worin das propositionale Wissen besteht, das ein Sprecher besitzt, der weiß, was ein Satz *s* seiner Sprache bedeutet. Dabei wird angenommen, dass jemand ein solches theoretisches Wissen besitzen kann, ohne dass ihm der Inhalt seines Wissens begrifflich verfügbar wäre. Das postulierte bedeutungstheoretische Wissen ist demnach kein propositionales Wissen im herkömmlichen Sinne eines *expliziten* Wissens, über das der Wissende auf Anfrage sprachlich Rechenschaft geben kann. Das bedeutungstheoretische Wissen wird demgegenüber als *implizites* oder *stillschweigendes* Wissen gekennzeichnet. Gemäß dieser Position gibt es einen Zusammenhang zwischen einem impliziten propositionalen Wissen und einem Können, der folgendermaßen dargestellt werden kann: Mit der Angabe eines impliziten theoretischen Wissens kann das *How* eines gewissen *Know Hows* expliziert werden. Die Fähigkeit eines Sprechers, Äußerungen von Sätzen einer Sprache *L* zu verstehen, kann demnach mit Rückgriff auf ein implizites Wissen einer Anleitung zur Interpretation von *L*-Sätzen erklärt werden. Die in Frage stehende Interpretationsanleitung für Äußerungen von *L*-Sätzen ist eine kompositionale wahrheitstheoretische Semantik für *L*. Eine solche Semantik beschreibt demzufolge ein Verfahren, das *L*-Sprecher „implizit“ anwenden, wenn sie Äußerungen in *L* interpretieren. Von den Befürwortern

⁸³ Zu den Missverständnissen, die aus einer Verwechslung von Relativsätzen und indirekten Fragesätzen entstehen können, vgl. Austin (1946), S.96f., Wittgenstein (1962), z.B. §§ 75–76; 139. Siehe auch von Savigny (1993), S.32ff., Kühne (1983), S.203f., Scholz (2001), S.273f.

dieser These wird unterstellt, dass normale Muttersprachler einer Sprache L, wann immer sie die Äußerung eines Satzes von L interpretieren, den entsprechenden W-Satz aus einer Wahrheitstheorie für L herleiten. Solche Herleitungen werden nicht bewusst, sondern eben stillschweigend oder implizit ausgeführt.

Es lassen sich zwei Grundhaltungen bei dem Versuch erkennen, Sprachverständnis mit Rückgriff auf ein semantisches Wissen zu erklären. Die erste ist eine *instrumentalistische* Position. Gemäß dieser Position ist die Annahme, eine Person besäße die Kenntnis einer Bedeutungstheorie für eine Sprache entweder ein Mittel, um gewisse Merkmale natürlicher Sprachen herauszuarbeiten (Kapitel 5), oder die Annahme eines impliziten semantischen Wissens ist ein Mittel zur systematischen Darstellung der Einzelleistungen, die eine Person vollbringen können muss, wenn sie die praktische Fähigkeit beherrscht, die Sätze einer Sprache korrekt zu verwenden (Kapitel 6.1). Die meisten Theoretiker deuten die These, dass Sprecher ein semantisches Wissen bezüglich ihrer Sprache besitzen, *realistisch*. Dass eine Person ein implizites Wissen einer Semantik für die Sprache L besitzt, heißt demzufolge, dass die Person sich in einem kognitiven Zustand befindet, der die betreffende Semantik für L zum Inhalt hat und der eine kausale Rolle bei der Bildung von Überzeugungen über die Bedeutung von Sätzen und Äußerungen spielt.⁸⁴

⁸⁴ Eine Zwischenstellung zwischen der instrumentalistischen und der realistischen Deutung eines semantischen Wissens nimmt Evans (1981) ein. Siehe dazu den Abschnitt 6.2 der vorliegenden Arbeit.

Zweiter Teil

Implizites Wissen

Treppen steigt man vorwärts, denn rückwärts oder seitwärts
erweisen sie sich als außerordentlich unbequem.

(Julio Cortázar, *Instrucciones para subir una escalera*)

4 Wissen, Können und Verstehen

In diesem Kapitel werden wir zunächst der Frage nachgehen, worin nach Auffassung von Gilbert Ryle (1949) die Dringlichkeit der Unterscheidung zwischen Wissen und Können besteht. Im zweiten Abschnitt versuchen wir unter Bezugnahme auf Ryles Klassifizierung verschiedener Dispositionsarten genauer zu bestimmen, welche Art von Fähigkeit Sprachverständnis ist.

4.1 *knowing how und knowing that*

Als „intellektualistische Legende“ bezeichnet Ryle die These, dass die intelligente Ausführung einer Tätigkeit aus zwei Vorgängen besteht: erstens aus einem Vorgang des Handelns und zweitens aus einem Vorgang des Theoretisierens.¹ Intelligentes Handeln unterscheidet sich nach dieser Auffassung von unintelligentem Handeln dadurch, dass ersteres immer zweierlei umfasst: einmal das Konsultieren der für die betreffende Situation einschlägigen Regeln und zum anderen die praktische Anwendung dieser Regeln. Angesichts der These, dass die Fähigkeit, eine Sprache zu verstehen, mit Rückgriff auf die Kenntnis semantischer Regeln erklärt werden muss oder gar in einer solchen Kenntnis besteht, liegt der Verdacht nahe, es handle sich dabei um eine These, die sich auf die intellektualistische Legende gründet.

Der Unterschied zwischen der intelligenten und der unintelligenten Ausführung von Handlungen liegt nach Ryles Darstellung der intellektualistischen Legende darin, dass der intelligent Handelnde eine Überlegung, einen unsichtbaren Denkakt vollzieht, bevor er zur Tat schreitet. Wer intelligent handelt, der denkt bevor er handelt. Der Denkakt besteht darin, sich zu fragen, welche Regeln bei der Ausführung der beabsichtigten Handlung zu Rate zu ziehen sind. Aus den gewählten Regeln wird dann abgeleitet, wie bei der Ausführung der jeweiligen Handlung am besten vorzugehen ist, und schließlich wird die Handlung danach ausgerichtet. Die intelligentem Handeln vorausgegangenen Überlegungen müssen nicht im stillen Selbstgespräch angestellt

¹ Vgl. Ryle (1949), S.32. Zum Folgenden vgl. Kemmerling (1975) und von Savigny (1993), Kap.2.

werden, sie können unbemerkt vor sich gehen. Intelligente Praxis ist gemäß der intellektualistischen Legende „ein Stiefkind der Theorie“.² Die Fähigkeit, intelligent zu handeln, wird durch ein theoretisches Wissen erklärt.

Gegen eine Erklärung intelligenter Handlungen im Sinne der intellektualistischen Legende wendet Ryle ein, dass intelligentes Handeln nicht auf theoretischen Überlegungen beruht, sondern theoretisches Denken selbst eine Praxis unter anderen ist, die intelligent oder dumm ausgeführt werden kann. Ryle geht demnach genau anders an das Problem heran als der Intellektualist. Er erläutert ein theoretisches Wissen mit Bezug auf eine Fähigkeit und nicht umgekehrt. Nicht was jemand weiß, sondern was er kann, entscheidet nach Ryle, ob er etwas intelligent gemacht hat. Um beurteilen zu können, ob jemand etwas intelligent gemacht hat, muss man beurteilen, ob er die betreffende Fähigkeit besitzt und ob er sie in dem betrachteten Fall angewandt hat.

Eines der bevorzugten Beispiele von Ryle ist das Schachspielen.³ Schachspielen zu können, erfordert nicht nur, dass der Handelnde die Kriterien für erfolgreiches Schachspielen erfüllt, sondern auch dass er sie selbst anwenden kann. Kriterien oder Regeln anzuwenden, heißt für Ryle nicht, ein Wissen darüber zu besitzen, wie die Kriterien oder Regeln lauten. Die Regeln des Schachspiels zu kennen, heißt vielmehr, erlaubte Spielzüge zu machen, unerlaubte und erfolglose Spielzüge zu vermeiden, gegen Regelverstöße zu protestieren, Fehler bei sich und anderen zu erkennen, eigene Fehler zu korrigieren, aus ungeschickten Spielzügen anderer Profit zu schlagen, usw. Regeln korrekt anwenden zu können, erfordert nicht, sie hersagen zu können. Ein Schachanfänger mag sich bisweilen laut oder im Stillen die betreffende Regel aufsagen und sich fragen, wie eine Regel in einer konkreten Situation anzuwenden sei, aber es wäre, so Ryle, durchaus denkbar, dass jemand das Schachspielen erlernt, ohne je gehört oder gelesen zu haben, wie die Regeln lauten. Er könnte einfach, indem er darauf achtet, welche Züge andere Schachspieler machen und welche sie unterlassen, erlernen, richtig Schach zu spielen. Dafür muss er nicht im Stande sein, die jeweiligen Vorschriften zu formulieren.

Auf ähnliche Weise haben wir in unserer Kindheit andere Spiele gelernt, wie Versteckspielen und blinde Kuh. Ungefähr so stellt sich Ryle auch den Spracherwerb vor. Wir erlernen eine Sprache ganz ohne theoretische Unterweisung, indem wir auf das Beispiel anderer achten und uns von ihrer Kritik leiten lassen. Dass jemand sprachliche Regeln beherrscht, zeigt sich für Ryle primär nicht darin, ein Wissen über eine Grammatik zu besitzen, das man auch zitieren könnte, sondern unter anderem

² Ryle (1949), S.27.

³ Vgl. insbesondere Ryle (1949), Abschnitt 2.6.

darin, meistens selbst grammatikalisch korrekt zu sprechen und fehlerhafte Äußerungen anderer zu bemerken und korrigieren zu können. Aus einem theoretischen Wissen folgt nie zwingend die Fähigkeit, dieses Wissen auch korrekt und erfolgreich anwenden zu können: „[E]in ausländischer Sprachstudent mag nicht so gut sprechen können wie ein deutsches Kind, wie sehr er auch die Theorie der deutschen Grammatik beherrscht“.⁴

Eines der wichtigsten Argumente, die Ryle gegen die intellektualistische Legende anführt, geht davon aus, dass theoretische Überlegungen selbst eine intelligente Praxis darstellen.⁵ Für den Intellektualisten erfordert jede Ausführung einer intelligenten Handlung, eine Regel auszuwählen, die dann beim Vollzug der Handlung angewandt wird. Da jede solche theoretische Überlegung selbst eine intelligente Handlung ist, erfordert jede theoretische Überlegung – auch wenn sie unbemerkt vollzogen wird – wiederum, eine Regel auszuwählen, nach der dann der Vollzug der Überlegung ausgerichtet wird. Dadurch ergibt sich ein doppelter Regress:⁶ Da sowohl die Auswahl als auch die Anwendung einer Regel Handlungen sind, die intelligent oder unintelligent ausgeführt werden können, müssen die Auswahl und die Anwendung einer Regel ihrerseits nach einer Regel ausgerichtet werden, wenn sie intelligent ausgeführt sein wollen. Die Auswahl und Anwendung der Regel zur Auswahl und Anwendung der ersten Regel kann wiederum intelligent oder unintelligent ausgeführt werden. Es bedarf also wiederum einer Regelkonsultation, usw. *ad infinitum*. Das Regressargument macht auf das Problem aufmerksam, dass wir das Besondere einer intelligenten Handlung überhaupt nicht zu fassen bekommen, wenn wir annehmen, jede intelligente Handlung sei durch eine vorherige unsichtbare geistige Handlung verursacht worden. Wir übersehen dann die Frage, was eine Handlung überhaupt zu einer intelligenten macht.

Ryles Regressargument wurde von Jason Stanley und Timothy Williamson in ihrer Arbeit „Knowing How“ (2001) scharf angegriffen. Nach Stanley und Williamson geht es Ryle mit dem Argument um eine Widerlegung der Annahme, ein Können sei eine Form von propositionalem Wissen. Sie rekonstruieren Ryles Argument wie folgt:⁷

- (i) Für den Intellektualisten ist jedes Können eine Form von propositionalem Wissen und jede Ausübung eines Könnens setzt voraus, eine bestimmte Regel bzw. Proposition zu erwägen.

⁴ Ryle (1949), S.41.

⁵ Vgl. Ryle (1949), S.31.

⁶ Vgl. von Savigny (1993), S.98, Kemmerling (1975), S.141.

⁷ Vgl. Stanley und Williamson (2001), S.413.

- (ii) Das Erwägen einer Proposition ist selbst die Ausübung eines Könnens.
- (iii) Damit garantiert ist, dass diese erste Proposition auf eine intelligente Weise erwogen wurde, muss erst eine zweite Proposition erwogen werden, usw. *ad infinitum*.
- (iv) Wenn, wie der Intellektualist behauptet, jede Ausübung eines Könnens voraussetzen würde, eine bestimmte Proposition zu erwägen, käme man nie dazu, das betreffende Können auszuüben.

Dieses Argument, so Stanley und Williamson, könne nicht zeigen, dass ein Können keine Form eines propositionalen Wissens ist, da es auf der unhaltbaren Prämisse beruhe, dass eine Proposition zu kennen, ein bewusstes Erwägen (*contemplating*) dieser Proposition voraussetze. Kenntnis einer Proposition zu besitzen erfordert nicht die Proposition zu erwägen bzw. sie zum Gegenstand des Denkens zu machen.⁸

Stanleys und Williamsons Kritik trifft Ryles Argument nicht. Denn Ryle behauptet nicht, dass eine Regel zu kennen, ein Erwägen der Regel voraussetzt. Regelwissen und propositionales Wissen überhaupt ist für Ryle kein geistiger Akt oder Vorgang wie das Erwägen einer Regel. Wissen ist eine Disposition, sich unter gewissen Umständen auf gewisse Weise zu verhalten. Außerdem spricht Ryle ausdrücklich davon, dass die angenommenen theoretischen Überlegungen, die der Manifestation eines Könnens vorausgehen sollen, dem Intellektualisten zufolge unbemerkt ablaufen können. Schließlich stellen Stanley und Williamson Ryles Argumentationsziel falsch dar. Ryle geht es nicht um eine Widerlegung der These, dass Können eine Form von Wissen ist. Nicht einmal dem Intellektualisten würde er diese *prima facie* abwegige Ansicht unterstellen. Dass es einen Unterschied gibt zwischen Können und Wissen, ist für Ryle Teil des *common sense*.⁹ Sein Argument richtet sich gegen die Behauptung, dass die Ausübung eines Könnens immer zweierlei umfasst: erstens ein – gegebenenfalls unbemerkt vor sich gehendes – Konsultieren von Regeln oder Verfahrensvorschriften für die gekonnte Ausführung der betreffenden Handlung und zweitens eine praktische Umsetzung der Regeln oder Vorschriften.¹⁰ Demnach ist für Ryle die Ausübung einer Fähigkeit durch eine besondere Art der Ausführung einer Handlung gekennzeichnet und nicht durch eine vorherige zweite, geistige Handlung.

Stanley und Williamson versuchen, im konstruktiven Teil ihrer Arbeit zu zeigen, dass eine Analyse der logischen Form von englischen Sätzen des Typs „X knows how

⁸ Vgl. Stanley und Williamson (2001), S.415.

⁹ Vgl. Ryle (1945), S.215. Siehe dazu Rosefeldt (2004), S.371.

¹⁰ Vgl. Ryle (1949), S.30, 32.

to F“ es plausibel erscheinen lassen, dass mit solchen Sätzen, eine besondere Art von propositionalem Wissen zugeschrieben wird. Dieses besondere Wissen nennen die Autoren „praktisches Wissen“. Wenn man ein *knowing-how* als eine Art von *knowing-that* begreift, wird es nach Meinung der Autoren verständlich, wie es sein kann, dass beispielsweise ein Meisterpianist, der bei einem Unfall seine beiden Hände verloren hat, zwar nicht mehr die Fähigkeit, virtuos Klavier zu spielen, aber noch immer das entsprechende praktische Wissen besitzt.¹¹ Zu derartigen Beispielen ist zu bemerken, dass für Ryle – wie wir im folgenden Abschnitt noch genauer sehen werden – eine Fähigkeit wie die, Klavier spielen zu können, eine mehrspurige, offene Disposition ist, d.h. eine Disposition, die sich auf unzählig verschiedene Weisen manifestieren kann, nicht nur darin, selbst Klavier zu spielen, sondern auch darin, andere im Klavierspiel zu unterrichten, das Spiel anderer zu beurteilen usw. Der Meisterpianist hat demnach durch den Unfall nicht seine Fähigkeit verloren, ihm ist nur eine von vielen Möglichkeiten genommen worden, seine Fähigkeit auszuüben.

Stanleys und Williamsons eigener Vorschlag zur semantischen Analyse von Sätzen des Typs „X knows how to F“ orientiert sich an gängigen Darstellungen der grammatischen Struktur von Nebensätzen, die durch ein Interrogativpronomen eingeleitet werden. Diese grammatischen Theorien eingebetteter Fragesätze legen es nach Stanley und Williamson nahe, dass Zuschreibungen eines Könnens in Wahrheit Zuschreibungen eines Wissens sind.¹² Ein Satz wie

- (1) Hannah knows how to ride a bicycle.

hat ihrer Meinung nach eine ähnliche semantische Struktur wie Sätze, die indirekte Fragen enthalten, etwa:

¹¹ Vgl. Stanley und Williamson (2001), S.416. Mit ähnlichen Beispielen versucht auch Noam Chomsky zu zeigen, dass der von Ryle hervorgehobene begriffliche Unterschied zwischen Können und Wissen, nicht besteht. Chomsky (1980), S.51ff., schildert den Fall einer Person, die nach einer Hirnverletzung vorübergehend die Fähigkeit verliert, ihre Sprache beim Sprechen, Verstehen und Denken zu gebrauchen, die aber später diese Fähigkeiten wieder erlangt. In diesem Fall müssen wir Chomsky zufolge sagen, dass die Person zwar zwischenzeitlich die *Fähigkeit*, ihre Sprache zu gebrauchen, verloren hat, jedoch nicht ihr sprachliches *Wissen*. Siehe auch Chomsky (2000), S.121, 146. Für Chomsky besteht die Beherrschung einer Sprache in erster Linie nicht in praktischen Fähigkeiten, die sich in bestimmten Verhaltensweisen manifestieren, sondern in der Kenntnis der Grammatik der betreffenden Sprache. Siehe dazu auch den Abschnitt 7.2.2 der vorliegenden Arbeit.

¹² Vgl. Stanley und Williamson (2001), S.431.

5 Semantisches Wissen: ein heuristisches Mittel

Worin liegt die philosophische Bedeutung einer kompositionalen wahrheitstheoretischen Semantik für eine Sprache? Wir hatten im Kapitel 3 festgestellt, dass es eine breite Übereinstimmung bezüglich der These gibt, eine Erklärung der Produktivität, Kreativität und Systematizität der Fähigkeit von Sprechern, Sätze ihrer Sprache zu verstehen, könne nur erbracht werden, wenn sich zu jeder natürlichen Sprache eine kompositionale Semantik formulieren lässt. Grundsätzlich werden zwei Ansätze dazu diskutiert, wie bei einer solchen Erklärung zu verfahren ist. Der eine Ansatz geht von der hypothetischen Frage aus: Welches Wissen – im umgangssprachlichen Sinn des Wortes – wäre hinreichend, um den semantischen Gehalt beliebiger Äußerungen in einer (gegebenenfalls fremden) Sprache zu verstehen? Vertreter des zweiten, anspruchsvolleren Ansatzes versuchen eine Antwort auf die Frage zu geben: Welches Wissen ermöglicht uns *de facto*, Äußerungen beliebiger Sätze in unserer Muttersprache zu verstehen? Gemäß dem zweiten Ansatz *besteht* die Fähigkeit, eine Sprache zu verstehen, in einem impliziten Wissen der Regeln einer semantischen Theorie. Vertreter des ersten Ansatzes legen sich nicht auf die Existenz eines wie auch immer zu explizierenden impliziten Wissens fest. Ihnen dient die Annahme, eine Person besäße Kenntnis einer Bedeutungstheorie für die betreffende Sprache, als ein, wenn auch unentbehrliches heuristisches Mittel, um zentrale Merkmale der Sprachfähigkeit herauszuarbeiten. Donald Davidson und auch Crispin Wright verfolgen diese Strategie, um die philosophische Bedeutung des Projekts einer kompositionalen Semantik zu begründen.

5.1 Hinreichendes semantisches Wissen

Davidson äußert sich zu Beginn seines Aufsatzes „Radical Interpretation“ zum Unterschied zwischen den beiden oben genannten Fragestellungen:

Kurt äußert die Wörter „It is raining“ und unter den richtigen Umständen wissen wir, dass er gesagt hat, es regne. Haben wir seine Äußerung als eine beabsichtigte und sprachliche erkannt, können wir dazu übergehen, seine Worte zu interpretieren: wir können sagen, was seine Worte bei dieser Gelegenheit bedeuteten. Was können wir wissen, das uns dies ermöglichte? Wie können wir dazu kommen, es zu wissen? Die erste dieser Fragen ist nicht dieselbe wie die Frage, was es sei, das wir wissen, das es uns ermöglicht, die Worte anderer zu interpretieren.

Denn es kann leicht etwas geben, das wir wissen könnten, tatsächlich aber nicht wissen, und dessen Kenntnis zur Interpretation ausreichen würde, obgleich es andererseits überhaupt nicht offensichtlich ist, dass es irgendetwas gibt, das wir tatsächlich wissen und das eine wesentliche Rolle beim Interpretieren spielt.

(Davidson 1973, S. 125)

Davidson bezweifelt, dass wir irgendetwas Bestimmtes wissen müssen, um Äußerungen in einer Sprache interpretieren zu können. Allerdings hat sein Schweigen zu den Gründen für diese Auffassung beinahe philosophische Berühmtheit erlangt.³² Die Vermutung, Davidson sei gar nicht daran interessiert, mit seinem Entwurf einer wahrheitstheoretischen Semantik etwas über die Interpretationsfähigkeit von tatsächlichen Sprechern aufzuzeigen, ist allerdings verfehlt. Es geht ihm nicht einfach darum, eines von mehreren möglichen Verfahren zu beschreiben, wie man die Bedeutungen der Sätze einer Sprache L bestimmen kann. An eine wahrheitstheoretische Semantik für L richtet Davidson den Anspruch, verständlich zu machen, wie endliche Wesen ein „unendliches“ geistiges Vermögen besitzen können, nämlich das Vermögen, unendlich viele Sätze einer Sprache zu verstehen.³³ Zweitens soll die semantische Theorie zeigen, wie Sprachen, in denen sich unbestimmt viele Sätze bilden lassen, *erlernt* werden können,³⁴ und drittens soll sich mit Hilfe der Theorie erklären lassen, wie Sprecher die Bedeutungen von beliebigen *neuen* Sätzen bestimmen können.³⁵ Davidson geht demnach sehr wohl davon aus, dass eine Wahrheitstheorie für L Einsichten in die Natur der Sprachfähigkeit tatsächlicher Sprecher gibt. Die Angemessenheit einer Wahrheitstheorie für L soll nach ihrem Erfolg dabei bemessen werden, „die Struktur einer äußerst komplizierten Fähigkeit freizulegen – der Fähigkeit, eine Sprache zu sprechen und zu verstehen“, auch wenn man „den Bauplan des Mechanismus unserer sprachlichen Leistungen noch kaum durchschaut“.³⁶ Eine Wahrheitstheorie für L kann nach Davidson vor jeder empirischen Untersuchung eine Orientierung in der Frage geben, „was wir als Sprachkenntnis gelten lassen sollen und wie wir die Fähigkeit oder Fertigkeit einer Person, die eine Sprache zu sprechen gelernt hat, beschreiben sollen“.³⁷ Schließlich behauptet Davidson: „Das Hauptinteresse der

³² Vgl. Baker und Hacker (1984), S.324, Wright (1986), S.269.

³³ Vgl. Davidson (1965), S.8, (1970), S.55.

³⁴ Vgl. Davidson (1967), S.17.

³⁵ Vgl. Davidson (1967), S.35.

³⁶ Davidson (1967), S.25.

³⁷ Davidson (1965), S.7 f.

Sprachphilosophie, wenn nicht ihr einziges, gilt dem Verstehen natürlicher Sprachen.³⁸

Davidson äußert sich aber leider sehr wenig dazu, auf welche Weise eine Bedeutungstheorie für L dem Anspruch gerecht werden soll, Einsichten in die Natur des Sprachverständnisses tatsächlicher Sprecher zu geben. Es ist insbesondere unklar, wie man diesem Anspruch genügen soll, wenn man wie Davidson die Frage „Welches Wissen wäre *hinreichend* dafür, Äußerungen in einer Sprache interpretieren zu können?“ als Ausgangspunkt der Untersuchung über das Sprachverständnis wählt. Von einer Theorie des Sprachverständnisses erwartet man, dass sie die Kenntnisse beschreibt, die wir tatsächlich besitzen und besitzen müssen, um unsere Muttersprache zu verstehen.

Die Frage, welche Kenntnisse es einer Person ermöglichen würden, Äußerungen in einer Sprache L zu verstehen, ist für Davidson ein heuristisches Mittel, um die Angemessenheit einer Bedeutungs- oder Interpretationstheorie für L zu überprüfen. Wir haben bereits kennen gelernt, wie Davidson diese Frage in seinen früheren Arbeiten beantwortet wissen wollte.³⁹

Wenn ein Sprecher S eine vollständige Kenntnis einer Wahrheitstheorie für L besäße, die für jede Äußerung eines L-Satzes einen interpretativen W-Satz liefert, so könnte S *ceteris paribus* Äußerungen der L-Sprecher interpretieren.

Diese Antwort ist unbefriedigend, solange keine Einschränkungen dafür formuliert werden, dass ein W-Satz bzw. eine Wahrheitstheorie interpretativ ist. Wir haben (im Abschnitt 2.3) drei verschiedene Vorschläge für solche Einschränkungen diskutiert: die Strukturbedingung, die Bedingung der Gesetzesartigkeit von W-Sätzen und das Nachsichtsprinzip, das sich aus Davidsons Theorie der radikalen Interpretation ergab. Im Lichte dieser Prinzipien stellt sich die verbesserte Antwort folgendermaßen dar:

Wenn ein Sprecher S eine vollständige Kenntnis einer Wahrheitstheorie für L besäße, die die durch die Strukturbedingung, die Bedingung der Gesetzesartigkeit und das Nachsichtsprinzip gegebenen Auflagen erfüllt, dann könnte S *ceteris paribus* Äußerungen in L interpretieren.

³⁸ Davidson (1973), S.71.

³⁹ Vgl. z.B. Davidson (1967).

6 Implizites Wissen: dispositionalistische Deutung

Sowohl Michael Dummett als auch Gareth Evans verwenden den Ausdruck „implizites Wissen einer Bedeutungstheorie für die Sprache L“ zur Bezeichnung der Fähigkeit, die Sätze von L zu verstehen. Mit der Zuschreibung eines impliziten Wissens einer Bedeutungstheorie legt man sich nach Meinung beider Autoren nicht darauf fest, dass das betreffende Subjekt über ein propositionales Wissen der Theorie verfügt. Die Annahme eines impliziten Wissens ist für beide Autoren ein Mittel zur systematischen Beschreibung einer Fähigkeit. Folgende Unterschiede zwischen Dummetts Konzeption eines impliziten Wissens und der von Evans treten besonders hervor: Für Dummett hat eine Theorie des impliziten semantischen Wissens keine psychologische Erklärungskraft. Mit der Zuschreibung eines impliziten Wissens soll keine Erklärung der kognitiven Mechanismen gegeben werden, die die Ausübung sprachlicher Fähigkeiten ermöglichen. Dummett will unter Berufung auf ein implizites Wissen eine theoretische Analyse der praktischen Fähigkeit, eine Sprache zu sprechen und zu verstehen, liefern. Evans hebt gerade die Bedeutsamkeit einer kompositionalen Bedeutungstheorie für eine psychologische Erklärung des Sprachverständnisses hervor. Für ihn ist das implizite Wissen einer Bedeutungstheorie allerdings nichts, was sich angemessen als propositionale Einstellung beschreiben lässt. Er bestimmt das implizite Wissen einer Bedeutungstheorie als einen Komplex von Dispositionen zum Fällen von Urteilen über die Wahrheitsbedingungen von Sätzen. Für Evans sind echtes propositionales Wissen und implizites Wissen grundverschieden. Dummett ist demgegenüber der Meinung, dass eine Fähigkeit durch ein propositionales Wissen beschrieben werden könne. Ein weiterer Unterschied zwischen beiden Autoren besteht in ihrer Einstellung zur Diskussion über den semantischen Realismus. Für Dummett liegt die theoretische Relevanz der Annahme eines impliziten semantischen Wissens darin, dass mit ihrer Hilfe eine Entscheidung in der Frage herbeigeführt werden kann, ob Sätze realistisch konzipierte Wahrheitsbedingungen haben oder nicht. Evans nimmt zu dieser Debatte keine Stellung. Im Folgenden sollen beide Konzeptionen eines impliziten Wissens vorgestellt werden.

6.1 Die theoretische Darstellung einer Fähigkeit

Davidsons Ansicht, das Hauptinteresse der Sprachphilosophie gelte dem Sprachverständnis,⁵⁰ spiegelt genau Dummetts Position wieder. Eine philosophische Bedeutungstheorie für eine Sprache ist für Dummett eine Theorie über die Fähigkeit von Sprechern, die Sprache zu verstehen. Davidson äußert sich nicht näher zu der Frage, ob Sprecher tatsächlich über die von einer Bedeutungstheorie beschriebenen Informationen verfügen. Diese Frage ist bei Davidson unwesentlich für das Projekt einer Bedeutungstheorie für eine Sprache. Es geht ihm nur darum zu zeigen, wie es *möglich* ist, dass Sprecher erfolgreich die Bedeutung beliebiger Ausdrücke ihrer Sprache bestimmen.⁵¹ Dummett spricht demgegenüber häufig und explizit darüber, wie er sich das Verhältnis zwischen einem Sprecher und seinem semantischen Wissen vorstellt. Die Aufgabe einer Bedeutungstheorie sieht Dummett in einer Beantwortung der Frage: „Wovon hat ein Sprecher Kenntnis, wenn er Sprachkenntnis besitzt (*when he knows a language*), und was weiß er insbesondere über jeden Satz der Sprache?“⁵² Eine Bedeutungstheorie erfüllt diese Aufgabe, wenn sie eine theoretische Darstellung der Fähigkeit von Sprechern liefert, ihre Sprache zu verstehen. Eine solche Darstellung müsse grundsätzlich die Form einer Bedeutungstheorie haben, wie sie von Davidson beschrieben wurde. Mit dieser Darstellungsform ist man allerdings darauf festgelegt, eine praktische Fähigkeit als ein theoretisches Wissen zu betrachten. Dagegen sei, so Dummett, nichts einzuwenden, denn das Beherrschen einer Praxis, die auf Konventionen beruht, könne immer auf diese Weise beschrieben werden. Oft biete die Darstellung einer Fähigkeit als theoretisches Wissen sogar die einzige Möglichkeit, eine komplexe Praxis zu analysieren.⁵³ Sprecher verfügen demnach, insofern sie eine Sprache beherrschen, auch über ein theoretisches Wissen.

Die Annahme, Sprecher müssten dieses Wissen auch artikulieren können, ist nach Dummett schon deshalb abwegig, weil das Ziel einer Bedeutungstheorie ja auch darin bestehe, aufzuzeigen, was jemand, der eine Sprache noch nicht beherrscht, erlernen muss, um als jemand zu gelten, der die fragliche Sprachkenntnis besitzt.⁵⁴ Jemand, der

⁵⁰ Vgl. Davidson (1973), S.71.

⁵¹ Vgl. Davidson (1967a), S.35.

⁵² Dummett (1976), S.36.

⁵³ Vgl. Dummett (1976), S.36.

⁵⁴ Vgl. Dummett (1976), S.36.

sich dem wahrheitstheoretischen Ansatz in der Semantik verpflichtet fühlt, könnte zwar der Auffassung sein, dass Sprecher über eine Kenntnis der Theoreme einer Wahrheitstheorie für ihre Sprache verfügen, aber gleichgültig oder ablehnend zu der Frage stehen, ob die Sprecher auch eine Kenntnis der Axiome der Theorie besitzen. Gemäß dieser Position muss man kein Wissen wahrheitstheoretischer Axiome postulieren. Wichtig ist allein, dass eine wahrheitstheoretische Semantik für L uns zeigt, wie es möglich ist, von einer Bestimmung der semantischen Werte der Grundausdrücke und ihrer syntaktischen Anordnung überzugehen zu einer Bestimmung der Wahrheitsbedingungen beliebiger Sätze von L.

Nach Dummett darf man sich mit der Formulierung einer kompositionalen wahrheitstheoretischen Semantik nicht zufrieden geben. Er fordert, dass eine wahrheitstheoretische Semantik für L auch eine Erklärung dafür liefern müsse, *was es heißt*, die Wahrheitsbedingung eines Satzes zu kennen. Eine Bedeutungstheorie für L muss angeben, worin sich die Kenntnis der semantischen Eigenschaften der Ausdrücke von L *manifestiert*.⁵⁵ Die Kenntnis der Wahrheitsbedingung eines Satzes mag sich darin manifestieren, dass die betreffende Person die Wahrheitsbedingung selbst sprachlich artikuliert. Aber dies reicht Dummett nicht als Erklärung. Die Fähigkeit angeben zu können, unter welchen Bedingungen ein Satz von L wahr ist, setzt bereits voraus, dass die betreffende Person die Sprache L in einem ausreichenden Maß beherrscht. Dummett will wissen, worin diese Sprachkenntnis besteht. Das semantische Wissen, das ein Sprecher über seine Sprache besitzt, kann nicht mit Bezug auf seine Fähigkeit erklärt werden, verbale Erklärungen über die semantischen Eigenschaften der Ausdrücke seiner Sprache abzugeben. Der Erklärungsversuch, dem zufolge X's Kenntnis der Bedeutung des Namens „London“ in einem expliziten Wissen besteht, das X durch einen Satz wie „„London“ bezeichnet London“ sprachlich bekunden würde, führt in einen Zirkel. Denn eine notwendige Bedingung dafür, dass X dieses Wissen besitzt, ist ja, dass X das Wort „London“ gebrauchen und verstehen kann. Gesucht war aber eine Erklärung dafür, was es heißt, dass X das Wort „London“ gebrauchen und verstehen kann.⁵⁶ Außerdem muss jemand, der W-Sätze nach dem Schema „,s‘ ist wahr genau dann, wenn s“ für beliebige Aussagesätze des Deutschen erzeugen kann, deshalb noch nicht wissen, was die Ausdrücke und Sätze, auf die er diese Schemata anwendet, im Deutschen bedeuten. Wer nur weiß, wie man das Zitatbeseitigungsprinzip im Deutschen anwendet, weiß damit genauso viel oder wenig wie jemand, der zwar weiß,

⁵⁵ Vgl. z.B. Dummett (1978a), S.101.

⁵⁶ Vgl. Dummett (1975), S.14.

welchen Ausdrücken des Englischen welche Übersetzungen im Deutschen entsprechen, der aber die Bedeutung der Ausdrücke, die er da einander zuordnet, nicht kennt.⁵⁷

Versucht man, die Tatsache, dass ein Sprecher einen Ausdruck versteht, dadurch zu erklären, dass der Sprecher anderslautende Paraphrasen für den Ausdruck liefern kann, gerät man in einen Regress. Denn man müsste dann die Fähigkeit des Sprechers, seine Paraphrase zu verstehen, wieder dadurch erklären, dass er eine Paraphrase für die Paraphrase geben kann, usw. Die Fähigkeit, eine Sprache zu verstehen, kann nach Dummett nicht durch ein explizites Wissen über semantische Eigenschaften ihrer Ausdrücke erklärt werden.⁵⁸ Ein explizites Wissen im Allgemeinen und ein explizites Wissen über die Bedeutung der Ausdrücke einer Sprache im Besonderen muss Dummett zufolge deduktiv abgesichert sein. Die gewussten Propositionen müssen sich aus anderen Propositionen logisch herleiten lassen können. Dies soll die Annahme eines impliziten semantischen Wissens leisten. Einen der entscheidenden Vorzüge einer Bedeutungstheorie à la Davidson sieht Dummett darin, dass mit ihrer Hilfe Sprachbeherrschung als ein Wissen „nicht von isolierten Propositionen, sondern von deduktiv miteinander verknüpften Propositionen“ dargestellt wird; auf diese Weise, so Dummett, könne „der unbezweifelbaren Tatsache, dass das Verständnis eines Satzes einen Herleitungsprozess irgendeiner Art umfasst“ Rechnung getragen werden.⁵⁹

Dummett betont mehrfach, dass die angestrebte Erklärung, die mit Hilfe einer Zuschreibung eines impliziten semantischen Wissens erreicht werden soll, nicht psychologischer Natur ist. Ziel der Erklärung sei lediglich die Analyse der praktischen Fähigkeit, eine Sprache zu sprechen und zu verstehen. Dies soll erreicht werden durch eine Beschreibung dessen, was ein Muttersprachler als Muttersprachler zu tun in der Lage ist. Methodisch wird dabei so vorgegangen, dass Teilfähigkeiten unterschieden werden, denen jeweils die Axiome einer kompositionalen Semantik für die betreffende Sprache zugeordnet werden. Bei diesem Vorgehen soll es aber nicht darum gehen, die kausalen Mechanismen, die Ausübungen sprachlicher Fähigkeiten zugrunde liegen, zu beschreiben. Worauf es dem Philosophen im Unterschied zum Psychologen ankommt, sei nicht die Art und Weise, wie ein implizites Wissen gespeichert sei, sondern in welcher Form es sich äußere.⁶⁰ Mit einer gewagten Behauptung versucht Dummett den Unterschied zwischen seiner Konzeption und einer psychologischen Konzeption des

⁵⁷ Vgl. Dummett (1975), S.8ff.

⁵⁸ Vgl. Dummett (1976), S.45.

⁵⁹ Vgl. Dummett (1975), S.13.

⁶⁰ Vgl. Dummett (1993), S.xi.

impliziten Wissens zu veranschaulichen. Es könnte, so Dummett, ein Wesen – etwa einen Marsmenschen oder einen Roboter – geben, das sich hinsichtlich seiner „internen“, d.h. physischen Beschaffenheit von menschlichen Sprechern völlig unterscheidet, das aber so konstruiert ist, dass es sich genauso *verhalten* würde, wie wir es für menschliche Sprecher als charakteristisch erachten. In einem derartigen Fall, so Dummett, wären wir berechtigt, dem Wesen dasjenige implizite semantische Wissen zuzuschreiben, das wir auch menschlichen Sprechern zuschreiben würden.⁶¹ Es geht Dummett demnach um eine verhaltenstheoretische Erklärung der Sprachfähigkeit. Aus ihr soll deutlich werden, was ein Sprecher alles zu tun in der Lage sein muss, wenn er ein implizites Wissen der Theorie besitzt. Er distanziert sich ausdrücklich von der verbreiteten Auffassung, der wesentliche Unterschied zwischen einem expliziten, vom Subjekt sprachlich artikulierbaren Wissen, und einem impliziten Wissen bestehe lediglich in der fehlenden Bewusstseinszugänglichkeit von letzterem.⁶² Dummett will durch die Annahme eines impliziten Wissens keine Erklärung im Sinne einer Kausalerklärung leisten, sondern zur Klärung des Begriffs der Sprachkenntnis beitragen.

Immer wieder hebt Dummett hervor, dass die Darstellung des impliziten Sprecherwissens mit spezifischen praktischen Fähigkeiten verknüpft werden müsse: „Es ist nicht genug, dass eine Kenntnis der Bedeutungstheorie insgesamt die allgemeine Fähigkeit, die Sprache zu sprechen, hervorbringt: Der springende Punkt der Konstruktion der Theorie war, eine Analyse dieser praktischen Fähigkeit in ihre aufeinander bezogenen Bestandteile zu geben“.⁶³ Was Dummett genau damit meint, dass die praktische Fähigkeit, eine Sprache zu gebrauchen und zu verstehen, sich durch eine axiomatisierte Bedeutungstheorie *darstellen* lässt, und wie die epistemische Beziehung zwischen einem Sprecher und der von ihm gewussten Theorie aussieht, bleibt dunkel. Richard Kirkham (1989) bemüht sich, etwas Licht auf Dummetts Konzeption des impliziten Wissens zu werfen. Eine Bedeutungstheorie im Sinne von Dummett solle, so Kirkham, ein Modell der Sprachkenntnis liefern. Sprecher haben demnach kein propositionales Wissen der Theorie. Sprachkenntnis sei für Dummett eine praktische Fähigkeit, ein Können und kein Wissen. Aber dennoch kann ein Können unter Bezugnahme auf die Propositionen, die eine Theorie umfasst, dargestellt werden.⁶⁴

⁶¹ Vgl. Dummett (1976), S.37 und S.86.

⁶² Vgl. Dummett (1983), S.131ff., (1993), S.xi.

⁶³ Dummett (1976), S.37.

⁶⁴ Vgl. Kirkham (1989), S.212.

7 Implizites Wissen: repräsentationalistische Deutung

Zuschreibungen eines impliziten Wissens einer kompositionalen Bedeutungstheorie sind gemäß der repräsentationalistischen Deutung nicht nur ein Mittel zu einer aufschlussreichen Charakterisierung der semantischen Kompetenz von Muttersprachlern. Das implizite semantische Wissen eines Sprechers wird vielmehr als einer seiner intentionalen Zustände betrachtet wie seine Überzeugungen und Wünsche, mit dem Unterschied, dass der Sprecher zu dem Inhalt seines impliziten Wissens keinen introspektiven Zugang hat und sprachlich keine Rechenschaft darüber geben kann. Mit Rückgriff auf ein implizites semantisches Wissen soll zum einen eine Erklärung der Tatsache geliefert werden, dass Sprecher zwar korrekte Urteile über gewisse semantische Eigenschaften der Sätze ihrer Sprache fällen können, dass sie aber selbst diese semantischen Urteile normalerweise nicht weiter rechtfertigen können. Zum anderen soll mit der Zuschreibung eines impliziten semantischen Wissens ein Beitrag zu einer Kausalerklärung dafür geleistet werden, wie Sprecher ihre semantischen Urteile über die Sätze ihrer Sprache zustande bringen. Derartige Kausalerklärungen basieren auf dem Computer-Modell des menschlichen Geistes. Im Folgenden werden wir uns zum einen mit den theoretischen Hintergründen des computationalen Erklärungsmodells und der Rolle, die eine kompositionale Semantik in diesem Modell spielen kann, befassen. Zum anderen wollen wir etwas genauer betrachten, wo die Unterschiede zwischen einem impliziten Wissen und gewöhnlichen propositionalen Einstellungen liegen.

7.1 Alltagspsychologische Erklärungen und implizites Wissen

Ein typisches Beispiel für ein Verhalten, das mit Rückgriff auf ein implizites Wissen erklärt werden soll, sind die Klassifizierungsleistungen, die Sprecher vollbringen, wenn sie in einem Test aufgefördert werden, Buchstaben- oder Wortfolgen den Kategorien

„wohlgeformt“ und „nicht-wohlgeformt“ zuzuweisen.⁹³ Um die Zeichenfolgen einordnen zu können, müssen die Testpersonen nicht erst bestimmte Regeln zur korrekten Zeichenbildung konsultieren. Normalerweise gelangen sie zu ihrem Urteil darüber, ob die präsentierte Zeichenfolge ein korrekt gebildeter Ausdruck ihrer Sprache ist, einfach dadurch, dass sie die fragliche Zeichenfolge hören oder lesen, ohne Überlegungen über syntaktische Regeln anzustellen. Mit Bezug auf ein implizites Syntax-Wissen soll eine Antwort auf die Frage gefunden werden: Wie kommen die Testpersonen zu ihrem Urteil über die Wohlgeformtheit der geäußerten Zeichenfolgen, wenn sie doch selbst ihr Urteil nicht weiter begründen können? Kausal interpretiert lautet die Frage: Welcher Mechanismus in den Köpfen der Testpersonen vermittelt den Übergang zwischen der Überzeugung, dass die Zeichenfolge *ABC* geäußert wurde, und der Überzeugung, dass die Zeichenfolge *ABC* wohlgeformt ist?

Um diese Frage zu beantworten, wird angenommen, dass bei dem Mechanismus, der zwischen den beiden Überzeugungen vermittelt, andere geistige Zustände beteiligt sind, die, so Stephen Stich, „wenn auch selbst keine Überzeugungen, Teil des kausalen Prozesses sind, der zur Überzeugungsbildung führt“, und deren Aufgabe es ist, „Informationen über die Grammatik der Sprache des Subjekts zu speichern“ (1978, S.501f.). Die vermittelnden geistigen Zustände werden „implizites Wissen“ oder auch „subdoxastische Zustände“ genannt („subdoxastisch“ heißen die fraglichen Geisteszustände deshalb, weil sie einem dem doxastischen Bereich der Überzeugungen einer Person „vorgelagerten“ Bereich zugewiesen werden). Ein implizites Wissen grammatischer Regeln *verursacht* nach dieser Auffassung die Überzeugungen über die Grammatikalität der gezeigten Zeichenfolge, ohne dass dem Subjekt der Inhalt der grammatischen Regeln introspektiv zugänglich und sprachlich verfügbar wäre.

Mit Rückgriff auf ein implizites Syntax-Wissen soll unter anderem erklärt werden, warum Muttersprachler ein explizites Wissen und nicht bloß wahre Überzeugungen bezüglich der Grammatikalität von Wortfolgen ihrer Sprache besitzen.⁹⁴ Wissen muss gerechtfertigt sein. Muttersprachler können ihre Urteile über die grammatischen Eigenschaften von Sätzen ihrer Sprache im Allgemeinen nicht weiter rechtfertigen. Die Rechtfertigung der Urteile gewöhnlicher Muttersprachler soll ein implizites Wissen der einschlägigen Grammatikregeln liefern.⁹⁵ Der Sprachtheoretiker könnte seine Urteile

⁹³ Vgl. Stich (1978), S.501.

⁹⁴ Vgl. Stich (1978), S.500f., Peacocke (1986), S.113.

⁹⁵ Dieser Vorschlag wirft natürlich die Frage auf: Wodurch ist das implizite Wissen eines Sprechers gerechtfertigt, wenn es ein begriffliches Merkmal von Wissen ist, gerechtfertigt zu sein? Diese Frage wird unter anderem mit dem Hinweis darauf beantwortet, dass der Begriff des

über die grammatischen Eigenschaften von Wortfolgen mit Bezug auf eine Grammatik-Theorie rechtfertigen. Aber wenn ein Linguist beispielsweise zu dem Urteil kommt, dass die Wortfolge „Anton wurde geschwommen“ ungrammatisch ist, so ist das explizite theoretische Wissen, aus dem der Linguist sein Grammatikalitätsurteil ableitet, nicht *kausal* verantwortlich dafür, dass er als deutscher Muttersprachler überhaupt erst erkennt, dass der Ausdruck ungrammatisch ist. Dafür verantwortlich gemacht wird sein implizites Wissen einer Grammatik für seine Sprache, zu dem auch der Linguist keinen introspektiven Zugang hat. Dass der Linguist im Unterschied zum Laiensprecher seine Urteile zusätzlich unter Berufung auf eine Grammatik-Theorie rechtfertigen kann, ist für die Verursachung seiner spontanen Grammatikalitätsurteile nicht relevant.

Zu dem skizzierten Erklärungsmodell für Grammatikalitätsurteile gibt es einen entsprechenden Ansatz für Urteile bzw. Überzeugungen, die den semantischen Gehalt einer Äußerung betreffen. Stellen wir uns folgende Situation vor:

Hans ist in seinem Hotelzimmer in Venedig. Er hört Radio. Der Rundfunksprecher meldet: „La Piazza San Marco è inondata“. Bevor Hans sein Hotel verlässt, zieht er Gummistiefel an.

Will man erklären, warum Hans vor dem Verlassen des Hotels seine Gummistiefel anzieht, so sollte man berücksichtigen, dass Hans die Radiomeldung verstanden hat, der zufolge der Markusplatz überschwemmt ist. Hans glaubt, dass der Markusplatz überschwemmt ist, *weil* er die Radiomeldung verstanden hat. Und weil Hans glaubt, dass solche Meldungen im Allgemeinen zutreffen, und weil er keine nassen Füße bekommen will, wenn er über den Markusplatz geht, zieht er seine Gummistiefel an. Mit Bezug auf ein implizites semantisches Wissen soll ein Beitrag zu einer derartigen psychologischen Erklärung geleistet werden, indem versucht wird, folgende Frage zu beantworten: Wie gelangt Hans von seiner Wahrnehmung der Äußerung des Rundfunksprechers zur Überzeugung, der Rundfunksprecher habe gesagt, dass der Markusplatz überschwemmt ist?

Handlungen werden durch die propositionalen Einstellungen des Handelnden, insbesondere durch seine Überzeugungen und Wünsche erklärt. An den Prädikaten, mit

impliziten Wissens ein theoretischer Begriff ist, der andere Merkmale besitzt als der alltägliche Wissensbegriff. Um terminologische Konfusionen zu vermeiden, bevorzugen daher einige Theoretiker anstelle von „implizites Wissen“ andere Bezeichnungen, so etwa Chomsky mit seinem Vorschlag „Kognisieren“. Zu den Unterschieden zwischen gewöhnlichen propositionalen Einstellungen und impliziten Wissenszuständen siehe den Abschnitt 7.3 der vorliegenden Arbeit.

Dritter Teil

Semantische Struktur und implizites Wissen

Denn wie wir das Gewebe, obwohl es aus Fäden zusammengesetzt ist, einfach nennen, weil es nicht aus mehreren Geweben, die zur selben Gattung gehören, geknüpft ist, so nennen wir auch Aussagen (*axiōmata*) einfach, weil sie nicht aus anderen Aussagen zusammengesetzt sind, sondern aus gewissen anderen Dingen.

(Sextus Empiricus, *Adversus Mathematicos* VIII, 94)

8 Semantischer Pluralismus

Nach einer verbreiteten Meinung besteht eine vorrangige Aufgabe der Semantik darin, die semantische Struktur der Sätze einer Sprache aufzudecken. W.V.O. Quine grenzt sich von dieser Vorstellung ab. Seine Haltung bezüglich der semantischen Struktur eines Satzes ist pluralistisch.¹ Für Quine gibt es bei den meisten Sätzen viele Weisen, sie in ihre Teilausdrücke zu zerlegen und den Teilausdrücken syntaktische und logische Funktionen zuzuweisen. Quine ist außerdem Gegner eines Bedeutungs-Absolutismus. Bekanntlich tritt Quine für die These ein, dass sich mit empirischen Mitteln allein die Bedeutung eines Ausdrucks nicht bestimmen lässt. Die Menge aller empirisch feststellbaren Tatsachen über die Sprecher einer Sprache lässt einen beträchtlichen Spielraum dafür, wie die meisten Sätze ihrer Sprache zu übersetzen sind.

Durch eine wahrheitstheoretische Semantik für L soll jedem Satz von L eine Bedeutung zugeordnet werden, indem den durch eine Strukturbeschreibung des jeweiligen Satzes bestimmten Teilausdrücken ihre jeweilige Extension in L zugeordnet wird. Die Strukturbeschreibung jedes L-Satzes liefert eine Grammatik für L. Ein implizites semantisches Wissen für die Sätze von L schließt ein implizites grammatisches Wissen über L ein. Aus Quines These der Unbestimmtheit der Grammatik folgt, dass es keine Möglichkeit gibt zu entscheiden, welche von mehreren Grammatiken, die die gleichen Sätze von L erzeugen, Gegenstand des impliziten Wissens eines Sprechers sein soll. Wenn man nicht entscheiden kann, welche Grammatik Gegenstand des impliziten Sprecherwissens ist, können wir auch nicht entscheiden, welche Semantik ein Sprecher implizit anwendet, wenn er versucht, Äußerungen seiner Sprache zu verstehen. Denn wir können dann nicht wissen, wie ein Satz von einem Sprecher in seine semantisch relevanten Teile zerlegt wird.

Quines Argumente für die These der Unbestimmtheit der Übersetzung wurde von vielen Seiten angegriffen. Wir werden einen dieser Einwände besprechen. Er stammt von Gareth Evans (1975). Evans behauptet, dass sich auf empirischer Grundlage sehr wohl eine Entscheidung darüber herbeiführen lässt, welche Bedeutung ein Ausdruck in einer Sprache hat, wenn man die prädikative Struktur der Sätze berücksichtigt, in denen der Ausdruck vorkommt.

Im Folgenden soll zunächst Quines Hauptargument für die These der Übersetzungsunbestimmtheit, das sog. Argument der Unerforschlichkeit des Bezugs sprachlicher

¹ Vgl. Quine (1972), S.454.

Ausdrücke besprochen werden. Im Anschluss daran soll Evans' Einwand und eine mögliche Erwiderung auf diesen Einwand skizziert werden. Im zweiten Teil dieses Kapitels werden wir Quines Gründe für die These der Unbestimmtheit der Grammatik untersuchen.

8.1 Die Unbestimmtheit der Übersetzung

Die These der Übersetzungsunbestimmtheit ist ein Ergebnis des Gedankenexperiments der Erstübersetzung einer bisher unbekanntes Dschungelsprache (*radical translation*), das Quine im zweiten Kapitel von *Word and Object* schildert.² In einer ersten Annäherung besagt die These: Zwei Feldlinguisten, die damit beauftragt wurden, ein Handbuch für die Übersetzung aus der Dschungelsprache ins Deutsche zu erstellen, und die diese Aufgabe unabhängig voneinander erledigen, könnten zu unterschiedlichen und miteinander unverträglichen Ergebnissen kommen. Jedes der beiden Handbücher könnte, so Quine, mit der Gesamtheit der Sprachverhaltensdispositionen der Sprecher dieser Sprache vereinbar sein und dennoch würden die Handbücher jeweils Übersetzungen von Äußerungen der fremden Sprache liefern, die im Deutschen nicht als bedeutungsgleich gelten. Trotzdem eignen sich die beiden Handbücher als Hilfsmittel zur Verständigung mit den Dschungelbewohnern gleichermaßen gut. Insofern kann keines der beiden als das richtige ausgezeichnet werden. Betrachten wir nun, wie Quine die These formuliert und wie er dafür argumentiert.

8.1.2 Die Unbestimmtheit des Bezugs sprachlicher Ausdrücke

Quine geht von der Frage aus: Welche Hypothesen über die Bedeutung der Sätze einer fremden Sprache lässt sich in der Situation der Erstübersetzung durch empirische Daten bestätigen?³ Dem Erstübersetzer stehen nur zwei Sorten von empirischen Daten zur

² Kemmerling (1976b) und Stegmüller (1987), S.285–302 geben Quines Terminus *radical translation* mit „Erstübersetzung“ wieder.

³ Vgl. Quine (1960), S.26.

Verfügung, durch die er seine Hypothesen stützen kann: Erstens gewisse Kräfte, die er auf die Oberfläche der fremden Sprecher einwirken sieht; und zweitens das beobachtbare stimmliche und sonstige Verhalten der fremden Sprecher.⁴ Um die Unbestimmtheits these präzisiert zu fassen, müssen einige der Begriffe erläutert werden, mit deren Hilfe Quine sie formuliert. Auf der Grundlage der genannten Daten ist der Linguist in der Lage, den Äußerungen der fremden Sprecher Interpretationen einer bestimmten Art zuzuordnen. Diese Interpretationen charakterisiert Quine durch den Begriff der Reizbedeutung. Die Reizbedeutung eines (hypothetischen) Aussagesatzes der Dschungelsprache D ist für einen D-Sprecher das geordnete Paar aus seiner affirmativen und seiner negativen Reizbedeutung. Die affirmative Reizbedeutung eines Satzes von D ist die Menge R aller Sinnesreizungen, die den D-Sprecher dazu veranlassen, dem Satz zuzustimmen, nachdem er ihm vom Linguisten zur Beurteilung präsentiert wurde. Entsprechend ist die negative Reizbedeutung die Menge aller Reizungen, die den Sprecher dazu veranlassen, den Satz abzulehnen.⁵ Davon ausgehend bestimmt Quine die Begriffe der Reizanalytizität, der Reizwidersprüchlichkeit und der Reizsynonymie. Ein Satz von D ist reizanalytisch für einen D-Sprecher, wenn der Sprecher ihm bei jeder beliebigen Reizung zustimmen würde. Ein Satz von D ist für einen D-Sprecher reizwidersprüchlich, wenn der Sprecher ihn bei jeder beliebigen Reizung ablehnen würde. Zwei Sätze von D sind für einen D-Sprecher reizsynonym, wenn sie für den Sprecher dieselbe Reizbedeutung haben, d.h. wenn der Sprecher beiden Sätzen bei denselben Reizungen zustimmen bzw. sie ablehnen würde.

Mit Hilfe des Begriffs der Reizbedeutung lassen sich verschiedene Satztypen unterscheiden. Zunächst kann man unterscheiden zwischen Situationsätzen (*occasion sentences*) und festen Sätzen (*standing sentences*). Letztere sind Sätze, bei denen es keiner bestimmten Reizung bedarf, damit ihnen auf Befragen zugestimmt wird (z.B. „München liegt in Bayern“, „Hans ist noch Junggeselle“). Erstere sind Sätze, denen auf Befragen nur dann zugestimmt wird, wenn bestimmte Reizungen vorliegen („Hier schneit es“, „Da kommt ein Junggeselle“). Eine für das Projekt der Erstübersetzung zentrale Unterklasse von Situationsätzen sind die Beobachtungssätze. Ein

⁴ Vgl. Quine (1960), S.28.

⁵ Quine relativiert den Begriff der Reizbedeutung noch auf einen Zeitpunkt, zu dem der Sprecher geneigt ist, dem betreffenden Satz zuzustimmen oder ihn abzulehnen und auf ein Zeitintervall bzw. einen Modulus m, während dem der Sprecher den Reizungen der Menge R mindestens ausgesetzt sein muss. Die Reizbedeutung eines Satzes s von D für einen Sprecher bestimmt demnach die Zustimmung- und Ablehnungsdispositionen des Sprechers bezüglich des Satzes zu einer Zeit t bei einer Darbietung der Reize R über die Dauer von m. Vgl. Quine (1960), S.32ff. Siehe dazu auch Kemmerling (1976b), S.127, Stegmüller (1987), S.286f.

9 Systematizität

Ein deutscher Muttersprachler, der den Satz „Hans liebt das Mädchen“ versteht, versteht normalerweise auch den Satz „Das Mädchen liebt Hans“. Ein deutscher Muttersprachler, der die Sätze „Anton friert“ und „Berta gähnt“ versteht, versteht normalerweise auch die Sätze „Anton gähnt“ und „Berta friert“. Die Fähigkeit eines Muttersprachlers, eine Menge S von Sätzen seiner Sprache zu verstehen, geht im Allgemeinen mit seiner Fähigkeit einher, eine Menge S^* von Sätzen seiner Sprache zu verstehen, wobei S^* all diejenigen syntaktisch wohlgeformten und sinnvollen Sätze umfasst, die sich aus dem Bestand an Wörtern und unter Anwendung derjenigen syntaktischen Operationen bilden lassen, die die ursprünglichen Sätze der Menge S umfassen. In der Literatur wird dieses Merkmal als die „Systematizität“ des Sprachverständnisses bezeichnet. Die These, dass die Fähigkeit von Muttersprachlern, Sätze ihrer Sprache zu verstehen, systematisch ist, spielt in der philosophischen Diskussion eine zentrale Rolle bei dem Versuch, die folgenden drei Thesen zu stützen:

- (I) Die Bedeutung jedes Satzes s einer natürlichen Sprache L lässt sich kompositional bestimmen, ausgehend von den Bedeutungen der Teilausdrücke von s und ihrer syntaktischen Anordnung.
- (II) Normale erwachsene Muttersprachler einer Sprache L haben ein implizites Wissen einer kompositionalen, wahrheitstheoretischen Semantik für L .
- (III) Die Gedanken, Urteile und propositionalen Einstellungen einer Person haben eine den Sätzen einer Sprache vergleichbare Konstituentenstruktur.

Im Folgenden werden wir uns mit der Frage befassen, ob der Terminus „Systematizität“, so wie er in den einschlägigen philosophischen Debatten gebraucht wird, einen Begriff mit klaren Anwendungsbedingungen ausdrückt.³⁶ Dabei soll zunächst dargestellt werden, wie der Terminus üblicherweise erläutert wird und welche

³⁶ Zur Begründung der These (III) wird auch die Systematizität der Argumentationsfähigkeit angeführt. Vgl. insbesondere Fodor und Pylyshyn (1988). Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, dass wer ein Argument einer gewissen Form (z.B. Konjunktionselemination, Modus Ponens usw.) verstehen kann, zwangsläufig auch andere Argumente dieser Form verstehen kann (z.B. wer aus „Anton, Berta und Cäsar frieren“ schließen kann „Anton friert“, kann auch aus „Anton und Berta frieren“ schließen „Anton friert“). Auf diesen Typ von Systematizität werden wir kurz im Abschnitt 9.2.3 zu sprechen kommen.

Rolle der Terminus bei der Begründung der drei genannten Thesen spielt. Wir werden uns besonders mit der These (III) befassen, wonach die Gedanken einer Person eine Struktur besitzen. Die Richtigkeit der These (III) ist entscheidend für die Plausibilität der These (II). Nur wenn die Urteile und Überzeugungen einer Person aus Teilen bestehen, macht es Sinn, nach einer Erklärung dafür zu suchen, wie die Teile der „semantischen“ Urteile und Überzeugungen einer Person hervorgebracht werden. These (II) soll eine solche Erklärung bereitstellen. Mit Rückgriff auf die Annahme, ein deutscher Muttersprachler hätte eine implizite Kenntnis einer Regel, die z.B. den semantischen Beitrag des Wortes „friert“ in deutschen Sätzen bestimmt, soll erklärt werden, wie bei diesem Muttersprachler jeweils *ein Teil* seines Gedankens darüber produziert wird, was jemand unter Verwendung des Wortes „friert“ gesagt hat.

9.1 Systematizität und implizites Wissen

Robert Cummins erläutert die These, dass die Fähigkeit, Sätze zu verstehen, systematisch ist, mit Bezug auf das Prädikat „ist eine systematische Satzvariante von“:

Ein System zählt als eines, das Systematizität aufweist, falls es, wann immer es einen Satz s verarbeiten kann, auch eine systematische Variante von s verarbeiten kann, wobei unter einer systematischen Variante ein Satz zu verstehen ist, bei dem Bestandteile vertauscht werden oder (stärker) durch andere Bestandteile derselben grammatischen Kategorie ersetzt werden.

(Cummins 1996, S.594)

Den Terminus „systematische Satzvariante“ können wir folgendermaßen näher bestimmen: Man betrachte eine Satzmenge S . Diese setzt sich zusammen aus den Sätzen s_1, \dots, s_n der Sprache L . Die Sätze von S enthalten die Ausdrücke a_1, \dots, a_n von L und lassen sich mit Hilfe der syntaktischen Operationen o_1, \dots, o_n bilden. Nun gibt es zu einer solchen Menge S typischerweise eine Menge S^* , die all die Sätze von L enthält, die von s_1, \dots, s_n verschieden sind und die dadurch gebildet werden, dass innerhalb der ursprünglichen Sätze s_1, \dots, s_n einzelne Ausdrücke aus dem Bestand von a_1, \dots, a_n für einander ersetzt werden.³⁷ Die für einander ersetzten Ausdrücke müssen dabei jeweils

³⁷ Es sei denn S^* ist schon in S enthalten.

der gleichen grammatischen Kategorie und auch – wie wir gegenüber Cummins hinzufügen sollten – kompatiblen semantischen Kategorien angehören; d.h. die aus den Ersetzungen resultierenden Wortfolgen müssen grammatisch und semantisch einwandfreie Sätze sein. Die Sätze der Menge S^* bezeichnet Cummins als systematische Varianten der Sätze der Menge S .

Man kann an folgendem Beispiel weiter veranschaulichen, was unter einer systematischen Satzvariante zu verstehen ist: Die Satzmenge S_1 soll die folgenden Sätze umfassen:

„Anton friert“, „Berta gähnt“, „Cäsar hört Dora“, „Emil imitiert Friedrich“.

Diese vier Sätze kürzen wir folgendermaßen ab:

„F¹a“, „G¹b“, „H²cd“, „I²ef“

Drei Ausdruckstypen lassen sich unterscheiden: die Namen „a“, „b“, „c“, „d“, die einstelligen Prädikate „F¹“ und „G¹“ und die zweistelligen Prädikate „H²“ und „I²“. Aus diesem Bestand an Ausdrücken können wir eine Satzmenge S_1^* bilden, die alle systematischen Varianten zu den ursprünglichen Sätzen von S_1 enthält, nämlich:

„F¹b“, „F¹c“, „F¹d“, „F¹e“, „F¹f“,
 „G¹a“, „G¹c“, „G¹d“, „G¹e“, „G¹f“,
 „H²ca“, „H²cb“, „H²cc“, „H²ce“, „H²cf“, „H²da“, „H²db“, „H²dc“, „H²dd“, usw.

Mit Hilfe des Prädikats „ist eine systematische Satzvariante von“ kann man nun ein Kriterium dafür angeben, wann die Fähigkeit eines Sprechers, die Sätze einer Sprache zu verstehen, systematisch ist:

(SB) Die Fähigkeit eines Sprechers X , die Sätze einer Sprache L zu verstehen, ist systematisch, wenn Folgendes auf X zutrifft: Wann immer X die Sätze einer gegebenen Satzmenge S von L versteht, versteht X *ceteris paribus* auch jeden Satz von L , der zur Menge S^* der systematischen Varianten von S gehört, und umgekehrt.

Normalerweise versteht jeder deutsche Muttersprachler, der die oben aufgeführten Sätze der Menge S_1 versteht, auch die entsprechenden systematischen Satzvarianten der Menge S_1^* und umgekehrt. Die Systematizitätsthese (ST), auf die sich die Argumente für die eingangs genannten Thesen (I) bis (III) stützen, besagt:

10 Kontextualismus

Das mit einem Satz Gesagte ist nach Meinung einiger Autoren in weit geringerem Maß dadurch bestimmt, welche Bedeutung der geäußerte Satz in der vom Sprecher gesprochenen Sprache hat, als dies gewöhnlich angenommen wird. John Searle (1978) bringt diese Auffassung folgendermaßen zum Ausdruck:

Für eine umfangreiche Klasse nicht-mehrdeutiger Sätze wie „Die Katze ist auf der Matte“ kann der Begriff der wörtlichen Bedeutung eines Satzes nur relativ zu einer Menge von Hintergrundannahmen angewendet werden. Die Wahrheitsbedingungen des Satzes werden sich ändern, wenn sich diese Hintergrundannahmen ändern; und der Satz hat, setzt man die Anwesenheit oder Abwesenheit bestimmter Hintergrundannahmen voraus, keine festgelegten Wahrheitsbedingungen. Diese Veränderungen haben nichts mit Indexikalität, Bedeutungswandel, Mehrdeutigkeit, konversationaler Implikatur, Vagheit oder Präsupposition zu tun, so wie diese Begriffe normalerweise in der philosophischen und linguistischen Literatur diskutiert werden.

(Searle 1978, S. 214)

Searle gibt damit die kontextualistische Konzeption semantischer Inhalte wieder. Der Grund dafür, dass die Bedeutung eines Satzes nicht ausreichend festlegt, was mit einer Äußerung des Satzes gesagt ist und unter welcher Bedingung die Äußerung wahr ist, wird von den Kontextualisten darin gesehen, dass die Extension eines Ausdrucks, insbesondere von generellen Termen und Prädikatsausdrücken, sich von einem Verwendungskontext zum anderen radikal ändern kann, je nachdem, welche Interessen und Hintergrundannahmen bei den Gesprächsteilnehmern im Äußerungskontext vorliegen. Dieser Umstand lässt sich nach Auffassung der Kontextualisten nicht mit Bezug auf die bekannten Formen von Kontextabhängigkeit, wie z.B. Mehrdeutigkeit oder Indexikalität, erklären. Für den radikalen Kontextualisten betrifft die Kontextabhängigkeit der Extension von Prädikatsausdrücken nicht nur eine bestimmte Gruppe von Prädikatsausdrücken einer Sprache, sondern jeden beliebigen Prädikatsausdruck. Charles Travis sagt über das Prädikat ‚ist grün‘:

Was „ist grün“ bedeutet, kann selbst nicht festlegen, welchen Beitrag diese Wörter zu dem leisten, was mit ihnen bei einer Gelegenheit gesagt wurde. Daher müssen die Umstände dieser Verwendung oder, wie ich sagen werde, muss die Umgebung dieser Äußerung Wesentliches zu einer Bestimmung dessen beisteuern, worin dieser Beitrag, der vielfältig ausfallen kann, besteht.

(Travis 1994, S. 174)

Eine Konsequenz der kontextualistischen Position ist, dass das Gesagte bzw. der mit einem Satz ausgedrückte wahrheitswertfähige Inhalt nicht einfach mit Rückgriff auf die Struktur des geäußerten Satzes und einer Zuordnung konstanter semantischer Werte zu

den Teilausdrücken bestimmt werden kann. Nach Travis gibt es keine Möglichkeit, wahrheitswertfähige Inhalte mit Bezug auf eine ihnen innewohnende Struktur zu bestimmen. Was auf die Inhalte sprachlicher Äußerungen zutrifft, trifft auf die Inhalte propositionaler Einstellungen zu. Auch die Urteile und Überzeugungen einer Person besitzen nach Travis keine Struktur. Falls Urteile und Überzeugungen keine Struktur besitzen, wäre dies, wie wir bereits erkannt haben, folgenreich für eine Theorie des impliziten semantischen Wissens. Denn es wäre nicht mehr klar, welche Rolle das implizite semantische Wissen noch bei einer Erklärung der semantischen Urteile und Verstehensleistungen von Muttersprachlern spielen könnte. Schließlich soll mit Bezug auf das implizite Wissen eines semantischen Axioms z.B. für das Wort „gähnt“ erklärt werden, wie ein Hörer *einen Bestandteil* seiner Urteile darüber hervorbringt, was mit jeweils unter Verwendung des Wortes gesagt wurde. Außerdem müsste, falls der Kontextualist Recht behält, das Projekt einer kompositionalen wahrheitstheoretischen Semantik für eine Sprache L aufgegeben werden. Denn keine semantische Theorie könnte dann ohne Berücksichtigung der Hintergrundannahmen und Interessen der Gesprächsteilnehmer in einem Äußerungskontext den semantischen Beitrag eines Ausdrucks zur Wahrheitsbedingung einer Äußerung bestimmen. Im Folgenden werden wir Travis' Argumentation für die kontextualistische Position rekonstruieren und ihre Schlagkraft prüfen.

10.1 Kontextabhängigkeit

Gemäß der kontextualistischen These ist folgende für die meisten Semantik-konzeptionen maßgebende Annahme falsch: Was mit der Äußerung eines Satzes *s* der Sprache L zur Zeit *t* gesagt wird bzw. welcher wahrheitswertfähige Inhalt mit *s* zu *t* ausgedrückt wird, hängt *allein* davon ab,

- (a) welche Lesarten *s* in L hat,
- (b) in welcher Lesart *s* zu *t* verwendet wird (falls mehrere Lesarten von *s* in Frage kommen),
- (c) worüber der Sprecher mit den bezugnehmenden Ausdrücken, die *s* enthält, spricht (insbesondere mit den indexikalischen oder demonstrativen Ausdrücken),
- (d) wie andere für den Wahrheitswert des mit *s* zu *t* Gesagten relevante Faktoren zu bestimmen sind, zu denen der Wortlaut von *s* keine expliziten Angaben macht (Beispiele für solche Faktoren sind unerwähnt gebliebene inhaltliche

Bestandteile bei Äußerungen elliptischer Sätze wie „Anton ist zu klein“ (wofür?) oder eine vom Sprecher unterstellte Vergleichsklasse bei Äußerungen von Sätzen mit vergleichenden Adjektiven wie „gut“, „groß“, „alt“ (im Vergleich zu wem oder was?).

Es gibt verschiedene Auffassungen dazu, wie viel man zu einer Angabe des Wortlauts einer Äußerung gegebenenfalls hinzufügen darf (z.B. bei elliptischen Sätzen oder bei Sätzen mit vergleichenden Adjektiven)¹⁰³ und wie weit das, was dem Wortlaut gemäß gesagt wird, gegebenenfalls einzuschränken ist (z.B. bei Sätzen mit Quantoren),¹⁰⁴ um zu bestimmen, welchen wahrheitswertfähigen Inhalt der Sprecher mit seiner Äußerung wörtlich genommen ausgedrückt hat. Gemeinsam ist den meisten Semantikkonzeptionen jedoch die Annahme, dass ein vollständiger Bericht über das vom Sprecher Gesagte sich erkennbar daraus ergeben muss, was der vom Sprecher verwendete Satz in der vom Sprecher gesprochenen Sprache bedeutet. Diese Annahme wird vom Kontextualismus aufgegeben.

Die Kontextabhängigkeit des mit einem Satz Gesagten ist für den radikalen Kontextualisten kein lokales, auf bestimmte Satztypen begrenztes Phänomen, das nur mehrdeutige, indexikalische, elliptische Sätze, Sätze mit vergleichenden Adjektiven und andere Sätze dieser Art betrifft.¹⁰⁵ Vielmehr erstreckt sie sich seiner Ansicht nach auf alle Sätze aller Sprachen.

¹⁰³ Für eine Bestimmung des mit Sätzen wie „Hans ist alt“ oder „Hans ist gut“ Gesagten ist nach der gängigen Meinung die Angabe einer durch den Gesprächskontext gegebenen Vergleichsklasse erforderlich wie z.B. „Hans ist *im Vergleich zu anderen Studenten* alt“ bzw. „Hans ist *im Hinblick auf seine Examensergebnisse* gut“. Gegen die Auffassung, Äußerungen mit vergleichenden Adjektiven bedürften zur Bestimmung ihres semantischen Gehalts der Angabe einer Vergleichsklasse, argumentieren Cappelen und Lepore (2005b), S.102f., 108.

¹⁰⁴ Bei Sätzen wie „Es gibt kein Bier mehr“ erfordert eine Angabe des mit solchen Sätzen Gesagten eine Einschränkung des vom Sprecher unterstellten Quantifikationsbereichs. Es stellt sich die Frage „Wo gibt es kein Bier mehr: *im Kühlschranks, in der Kneipe, in der Stadt, in Deutschland ...?*“ Zum Problem der Einschränkung des Quantifikationsbereichs vgl. Stanley und Szabo (2000), Cappelen und Lepore (2002) und (2005b), S.70–83. Kemmerling (2001), S. 185, vertritt die Auffassung, dass mit Sätzen wie „Es gibt kein Bier mehr“ strenggenommen (im Sinne des Griceschen Sagensbegriffs) überhaupt nichts mit einem Wahrheitsanspruch gesagt wird. Einen Überblick über verschiedene mögliche Standpunkte zu der Frage, wie das mit solchen Sätzen Gesagte zu bestimmen ist, gibt Harth (2003).

¹⁰⁵ Der Anhang von Bach (1994) enthält eine ausführliche Liste von Beispielen für unterschiedliche Formen semantischer Unterbestimmtheit.

11 Glaubenssätze und Kreativität

Die verbreitete Annahme, zu jeder natürlichen Sprache müsse es eine kompositionale, wahrheitstheoretische Semantik geben, unterzieht Stephen Schiffer in *Remnants of Meaning* (1987) einer umfassenden Kritik. Ausgangspunkt von Schiffers Kritik ist seine Überzeugung, dass keiner der bekannten Ansätze für eine kompositionale Semantik fähig ist, für *alle* Prädikate der Objektsprache anzugeben, welche Extension sie haben. Die Prädikate, für die nach Schiffer keine angemessene Spezifikation ihrer Extension in Aussicht steht, sind Prädikate, mit denen propositionale Einstellungen zugeschrieben werden, wie z.B. „glaubt, dass p“. Üblicherweise wird das Glaubensprädikat als ein zweistelliges Prädikat aufgefasst, an dessen Argumentstellen jeweils Terme für Glaubenssubjekte und Glaubensobjekte auftreten. Demnach würde in einem Glaubenssatz der Form „X glaubt, dass p“ der Platzhalter „p“ bzw. „dass p“ das Objekt der Überzeugung bezeichnen, die X zugeschrieben wird. Schiffer stellt die Frage: Gibt es eine brauchbare Charakterisierung der Natur von Glaubensobjekten, die außerdem mit der Forderung vereinbar ist, dass die Extension von Ausdrücken des Typs „dass p“ kompositional festgelegt ist? In *Remnants* kommt er zu dem Schluss, dass keine der zu dieser Frage angebotenen Theorien akzeptabel ist und dass es deshalb keine korrekte kompositionale wahrheitstheoretische Semantik für eine natürliche Sprache gibt.

In einem zweiten Schritt setzt sich Schiffer mit der Frage auseinander, warum gefordert wird, dass natürliche Sprachen eine kompositionale wahrheitstheoretische Semantik haben müssen. Das Hauptmotiv für diese Forderung liegt Schiffer zufolge in der Annahme, dass die Kreativität des Sprachverständnisses von Muttersprachlern, d.h. die Tatsache, dass Muttersprachler Äußerungen unbestimmt vieler, neuer Sätze ihrer Sprache verstehen können, nur erklärt werden kann, wenn es für ihre Sprache eine kompositionale Semantik gibt. Schiffer versucht durch ein Gedankenexperiment zu demonstrieren, dass die Kreativität der Fähigkeit, Äußerungen in einer Sprache zu verstehen, auch ohne Rückgriff auf eine kompositionale wahrheitstheoretische Semantik erklärt werden kann.¹⁶⁴ Da es keine überzeugende Antwort auf die Frage gibt, was die Inhalte propositionaler Einstellungen sind, und da das Sprachverständnis von Muttersprachlern auch ohne Bezugnahme auf eine kompositionale wahrheitstheoretische Semantik erklärt werden kann, kommt Schiffer zu dem Schluss, dass natürliche Sprachen eine kompositionale wahrheitstheoretische Semantik weder haben

¹⁶⁴ Vgl. Schiffer (1987), Kap. 7.

noch brauchen. Wir wollen im Folgenden untersuchen, wie Schiffer für diese beiden Thesen argumentiert.

11.1 Natürliche Sprachen haben keine kompositionale Semantik

Nach Schiffer gibt es grundsätzlich zwei Arten von Antworten auf die Frage, wie der semantische Beitrag eines Dass-Satzes und seiner Teilausdrücke zu bestimmen ist. Angewandt auf den Satz

(1) Tanya glaubt, dass Gustav ein Hund ist.

besagt die erste Antwort, dass das Wort „glaubt“ in (1) eine Relation ausdrückt zwischen dem Glaubenssubjekt Tanya und *etwas, das einen wahrheitswertfähigen Inhalt hat*. Letzteres kann ein Satz bzw. eine Äußerung einer öffentlichen Sprache sein oder ein Typ bzw. ein Vorkommnis einer mentalen Repräsentation. Das Wort „Hund“ in (1) bezieht sich demzufolge entweder auf einen Ausdruck einer öffentlichen Sprache oder auf einen inhaltsgleichen Ausdruck der Sprache des Geistes. Gemäß der zweiten Antwort setzt „glaubt“ in (1) Tanya mit *etwas, das ein wahrheitswertfähiger Inhalt ist*, in Beziehung. Das Wort „Hund“ in (1) bezieht sich demzufolge auf einen Bestandteil einer Proposition. Wir werden uns im Folgenden ansehen, wie Schiffer gegen diese beiden Ansätze argumentiert. Dabei werden wir den Vorschlag, „glaubt“ drücke eine Relation zu einem Ausdruck der Sprache des Geistes aus, unberücksichtigt lassen. Schiffers Hauptargumente gegen die Annahme, Glauben sei eine Beziehung zu etwas Sprachlichem, betreffen auch die These, Glauben sei eine Beziehung zu Ausdrücken einer Sprache des Geistes.

11.1.1 Äußerungen als Glaubensobjekte

Einer der bekanntesten Vertreter der These, dass durch das Glaubensprädikat Personen mit sprachlichen Ausdrücken in Beziehung gesetzt werden, ist Donald Davidson. Wer, wie Davidson, für einen extensionalistischen Ansatz in der Semantik eintritt, muss jede ontologische Festlegung bezüglich Bedeutungen, Propositionen oder Inhalten vermeiden. Die Bedeutung, die ein Satz in einer Sprache L hat, muss allein mit Bezug auf seine wahrheitsfunktionalen Eigenschaften angegeben werden. Was die Sätze in L

bedeuten, ergibt sich aus der Rolle, die sie innerhalb des Ganzen einer empirisch fundierten wahrheitstheoretischen Semantik für L spielen.

Im Rahmen einer extensionalistischen Bedeutungstheorie kann demnach das Prädikat „glaubt, dass p“ nicht als ein Prädikat beschrieben werden, durch das ein Glaubenssubjekt und eine Proposition in Beziehung gesetzt werden. Die semantischen Eigenschaften von „glaubt, dass p“ müssen allein mit Bezug auf seine wahrheitsfunktionalen Eigenschaften angegeben werden. Wichtig dabei ist, eine Lösung für das Problem bereitzustellen, dass Prädikate wie „glaubt, dass“ nicht-extensionale Satzkontexte erzeugen. Nach der üblichen Meinung erstreckt sich das Prinzip der Ersetzbarkeit bezugsgleicher Ausdrücke *salva veritate* nicht auf Ausdrücke, die innerhalb eines Dass-Satzes stehen. Die Satzreihe

Tanya glaubt, dass Gustav ein Hund ist.
 Gustav ist Tobys einziges Haustier.
 Also glaubt Tanya, dass Tobys einziges Haustier ein Hund ist.

stellt deshalb keinen gültigen Schluss dar. Denn Tanya könnte glauben, dass Gustav ein Hund ist, aber nicht glauben, dass Tobys einziges Haustier ein Hund ist, weil sie nicht weiß, dass Gustav und Tobys einziges Haustier identisch sind.

Unter der extensionalistischen Vorgabe, dass sprachliche Ausdrücke keine intensionalen Entitäten wie Sinne oder Propositionen bezeichnen, ist es naheliegend, zunächst anzunehmen, das Prädikat „glaubt, dass p“ drücke eine Relation zu Sätzen aus. (1) würde demnach besagen, dass Tanya in der Glaubensbeziehung zu dem Satz „Gustav ist ein Hund“ steht. Dieser Vorschlag ist aus vielen Gründen unattraktiv. Zwei Gründe seien hier genannt: Erstens können Sätze, verstanden als Typen oder Vorkommnisse von Lautfolgen, verschiedenen Sprachen zugewiesen werden. Wir hatten bereits Davidsons Beispiel mit der Lautfolge /li:pt/ kennen gelernt.¹⁶⁵ Mit dem Hervorbringen einer Lautfolge wie /dʒɒn li:pt/ kann auf Englisch gesagt sein, dass John sprang, oder auf Deutsch, dass John liebt. Zweitens sind die Sätze natürlicher Sprachen in einem großen Umfang mehrdeutig. Wenn das Prädikat „glaubt, dass alte Männer und Frauen vor der Bank stehen“, eine Relation zu einem Satz ausdrücken soll, müsste man den Satz „Alte Männer und Frauen stehen vor der Bank“ auf die im Äußerungskontext relevante Lesart relativieren. Im Rahmen einer extensionalistischen Semantik kommt eine Bezugnahme auf intensionale Entitäten wie Lesarten oder Bedeutungen aber nicht in Frage.

¹⁶⁵ Vgl. Davidson (1968), S.98. Siehe dazu den Abschnitt 1.1 der vorliegenden Arbeit.

12 Schlussbetrachtung

Die beiden wichtigsten Ergebnisse der vorangegangenen Diskussion sind: (1) Gegen die These, die Sätze einer Sprache oder die mit ihnen ausgedrückten Inhalte besäßen eine objektiv gegebene semantische Struktur lassen sich überzeugende Argumente anführen. Die entsprechende Gegenthese können wir „die These der Strukturlosigkeit wahrheitswertfähiger Inhalte“ nennen. (2) Die sog. Kreativität und die sog. Systematizität des Sprachverständnisses stellen keinen geeigneten Ausgangspunkt dar, um für die These, dass Muttersprachler ein implizites Wissen einer kompositionalen wahrheitstheoretischen Semantik für ihre Sprache besitzen, zu argumentieren.

Was das erste Ergebnis angeht, so haben Quines Ausführungen zur Unbestimmtheit der semantischen und syntaktischen Struktur der Sätze einer Sprache deutlich gemacht, dass Strukturzuweisungen zu einem bestimmten Satztyp letztlich von pragmatischen Entscheidungen abhängen (siehe 8.2). Keinem Vorschlag für eine Theorie der logischen Form der Sätze einer Sprache kommt eine objektive Geltung zu, da im Lichte der empirischen Daten immer alternative Zergliederungen der semantisch relevanten Teilausdrücke von Sätzen und ihrer semantischen Werte denkbar sind.

Unsere Untersuchung des Kontextualismus gelangte zu dem Ergebnis, dass die Behauptung, mit ein und demselben (nicht-vagen, nicht-mehrdeutigen und hinsichtlich der Bezüge seiner Terme bestimmten) Satz ließen sich beliebig viele wahrheitswertfähige Inhalte ausdrücken, nicht haltbar ist. Dennoch hatten wir Travis in dem Punkt Recht gegeben, dass die Annahme, die wahrheitswertfähigen Inhalte, die mit einem Satz ausgedrückt werden, besäßen eine objektiv gegebene Struktur, nicht richtig ist (siehe 10.4). Verschiedene Sprecher einer Sprache und ein Sprecher bei verschiedenen Äußerungsgelegenheiten können an einem Satz unterschiedliche semantische Strukturierungen vornehmen und entsprechend die mit dem Satz gemachte Aussage – das, was ausgesagt wird, und das, worüber etwas ausgesagt wird – unterschiedlich bestimmen. Es erscheint daher unmöglich, eine bestimmte semantische Strukturierung einer Äußerung als die einzig korrekte auszuzeichnen.

Schiffers Untersuchung der verschiedenen semantischen Analysevorschlüsse für Glaubenszuschreibungen hatte gezeigt, dass mit der Annahme, es gebe nur eine richtige kompositionale Analyse für Glaubenszuschreibungen, die Verpflichtung einhergeht, eine Theorie der Natur von Glaubensinhalten und ihrer Komponenten zu liefern. Keiner der in Frage kommenden Vorschläge kann, wie Schiffer darlegt, eine kohärente Theorie strukturierter wahrheitswertfähiger Inhalte liefern (siehe 11.1). Daher sieht man sich zu dem Schluss genötigt, dass die Inhaltssätze in Glaubenszuschreibungen keine objektiv gegebene semantische Struktur besitzen können und dass es somit keine

einzelne „korrekte“ kompositionale wahrheitstheoretische Semantik für eine natürliche Sprache gibt.

Wenn man wie die genannten Autoren die These der Strukturlosigkeit wahrheitswertfähiger Inhalte akzeptiert, stellt man damit zwei zentrale Voraussetzungen der Annahme, dass Sprecher ein implizites Wissen einer kompositionalen wahrheitstheoretischen Semantik für ihre Sprache besitzen, in Frage: nämlich (i) dass es für die Sätze einer Sprache nur ein einziges korrektes Verfahren ihrer semantischen Analyse gibt und (ii) dass intentionale Zustände aus Teilen bestehen. Gemäß der These der Strukturlosigkeit wahrheitswertfähiger Inhalte gibt es mehrere zulässige Verfahren der semantischen Analyse und entsprechend mehrere kompositionale semantische Theorien für eine Sprache. Es gibt keine Kriterien, die nicht von pragmatischen Gesichtspunkten geleitet wären, um zu entscheiden, welche dieser Theorien für eine Sprache die richtige ist. Somit besitzen wir keine Kriterien, um zu bestimmen, welche semantische Theorie die Sprecher einer Sprache implizit kennen. Es liegt daher der Schluss nahe, dass sie gar kein implizites semantisches Wissen haben.

Wenn man die These der Strukturlosigkeit wahrheitswertfähiger Inhalte für zutreffend hält, wäre es auch nicht mehr möglich, intentionale Zustände mit Bezug auf die Struktur ihrer Inhalte zu individuieren. Intentionale Zustände können der These zufolge keine solche Struktur besitzen. Dann aber ließe eine Erklärung der Verstehensleistungen einer Person mit Rückgriff auf ein implizites semantisches Wissen ins Leere. Denn durch Zuschreibungen eines impliziten Wissens semantischer Regeln soll schließlich eine Erklärung dafür geliefert werden, wie Teile ihrer Überzeugungen und Urteile über den semantischen Gehalt einer Äußerung produziert werden.

Was das zweite Ergebnis unserer Untersuchung angeht, so haben Wrights (1986) Skizze einer nicht-kompositionalen Semantik für eine Sprache L (siehe 6.2 und 7.3) und Schiffers (1987) Harvey-Gedankenexperiment (siehe 11.2.1) deutlich gemacht, dass sich die sog. Kreativität des Sprachverständnisses, die Fähigkeit von Sprechern, unbestimmt viele „neue“ Sätze ihrer Sprache zu verstehen, im Rahmen des computationalen Erklärungsansatzes auch ohne Rückgriff auf eine kompositionale Semantik für die betreffende Sprache erklären lassen. Es gibt computationale Verfahren zur Herleitung von Repräsentationen des wahrheitswertfähigen Inhalts einer Satzäußerung, die nicht auf die semantischen Werte der Teilausdrücke des geäußerten Satzes Bezug nehmen. Die Annahme eines impliziten Wissens einer kompositionalen Semantik für eine Sprache stellt demnach nicht die einzige Erklärung für die semantische Kreativität ihrer Sprecher dar. Bei unserer Auseinandersetzung mit dem Systematizitätsbegriff haben wir festgestellt, dass dieser sich nicht hinreichend genau explizieren lässt (siehe Abschnitt 9.3). Weder in Anwendung auf die Sätze einer Sprache noch in Anwendung auf die Fähigkeit einer Person, einen Satz zu verstehen, noch in Anwendung auf die Gedanken einer Person lässt sich die Extension des Prädikats „x ist eine systematische Variante von y“ genau bestimmen (siehe 9.3).

Münchener Philosophische Beiträge

herausgegeben von

Nikolaus Knoepffler
Wilhelm Vossenkuhl
Siegbert Peetz
Bernhard Lauth

- Band 21: Sascha Müller: **René Descartes' Philosophie der Freiheit: Ad imaginem et similitudinem Dei** · Philosophische Prolegomena zu einer Theorie der religiösen Inspiration
2007 · 600 Seiten · ISBN 978-3-8316-0694-8
- Band 20: Wolfgang Brauner: **Das präreflexive Cogito** · Sartres Theorie des unmittelbaren Selbstbewusstseins im Vergleich mit Fichtes Selbstbewusstseinstheorie in den Jenaer Wissenschaftslehren
2007 · 252 Seiten · ISBN 978-3-8316-0681-8
- Band 19: Mauricio Zuluaga: **Skeptische Szenarien und Argumente**
2007 · 250 Seiten · ISBN 978-3-8316-0667-2
- Band 18: Klaus Mulzer: **Sprachverständnis und implizites Wissen**
2007 · 381 Seiten · ISBN 978-3-8316-0662-7
- Band 17: Kyung-Wan Hong: **Menschliches Leiden und soziale Ungerechtigkeit** · Der Ansatz von Barrington Moore Jr. in seiner Relevanz für den koreanischen Kontext
2006 · 228 Seiten · ISBN 978-3-8316-0557-6
- Band 16: Artur Szczepanik: **Gott als absolute Transzendenz** · Die Verborgenheit Gottes in der Philosophie von Karl Jaspers
2005 · 224 Seiten · ISBN 978-3-8316-0476-0
- Band 15: Attila Szombath: **Die antinomische Philosophie des Absoluten** · Ein Mitdenken mit S. L. Frank
2004 · 170 Seiten · ISBN 978-3-8316-0387-9
- Band 14: Oliver Vollbrecht: **Victor Kraft: Rationale Normenbegründung und Logischer Empirismus** · Eine philosophische Studie
2004 · 220 Seiten · ISBN 978-3-8316-0344-2
- Band 13: Evelin Kohl: **Gestalt** · Untersuchungen zu einem Grundbegriff in Hegels Phänomenologie des Geistes
2003 · 346 Seiten · ISBN 978-3-8316-0246-9
- Band 12: Jong Hwan Hwang: **Ökologische Gerechtigkeit** · Eine interkulturelle Begründung
2004 · 204 Seiten · ISBN 978-3-8316-0243-8
- Band 11: Daniel Roth: **Cantors unvollendetes Projekt** · Reflektionsprinzipien und Reflektionsschemata als Grundlagen der Mengenlehre und großer Kardinalzahlexiome
2003 · 177 Seiten · ISBN 978-3-8316-0210-0
- Band 10: Jakob Stefan Seitz: **Hannah Arendts Kritik der politisch-philosophischen Tradition – unter Einbeziehung der französischen Literatur zu Hannah Arendt**
2002 · 390 Seiten · ISBN 978-3-8316-0168-4
- Band 8: Andreas Haupt: **Der dritte Weg** · Martin Bubers Spätwerk im Spannungsfeld von philosophischer Anthropologie und gläubigem Humanismus
2001 · 230 Seiten · ISBN 978-3-8316-0068-7

- Band 7: Thomas Steinforth: **Selbstachtung im Wohlfahrtsstaat** · Eine sozialetische Untersuchung zur Begründung und Bestimmung staatlicher Wohlfahrtsförderung
2001 · 288 Seiten · ISBN 978-3-8316-0054-0
- Band 6: Jürgen Dümont: **Formal-ontologische Kategorien in der Mathematik** · Eine systematische Untersuchung zur ontologisch-kategorialen Problematik mathematischer Entitäten
2000 · 251 Seiten · ISBN 978-3-89675-860-6
- Band 5: Jens Badura: **Moral für Mensch und Tier** · Tierschutzethik im Kontext
1999 · 85 Seiten · ISBN 978-3-89675-597-1
- Band 4: Stefan Lorenz Sorgner: **Metaphysics without Truth** · On the Importance of Consistency within Nietzsche's Philosophy
1999 · 164 Seiten · ISBN 978-3-89675-589-6
- Band 3: Stefan Daltrop: **Die Rationalität der rationalen Wahl** · Eine Untersuchung von Grundbegriffen der Spieltheorie
1999 · 188 Seiten · ISBN 978-3-89675-552-0
- Band 2: Eckehard Glaser: **Wissen verpflichtet** · Eine Einführung in den Radikalen Konstruktivismus
1999 · 180 Seiten · ISBN 978-3-89675-528-5
- Band 1: Karin Blumer: **Tierversuche zum Wohle des Menschen?** · Ethische Aspekte des Tierversuchs unter besonderer Berücksichtigung transgener Tiere
1999 · 207 Seiten · ISBN 978-3-89675-398-4

Erhältlich im Buchhandel oder direkt beim Verlag:
Herbert Utz Verlag GmbH, München
089-277791-00 · info@utz.de

Gesamtverzeichnis mit mehr als 3000 lieferbaren Titeln: www.utz.de